



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

M ö r i f e s

Epistel an Longus
und ihre komitragische
Vorgeschichte



H/4
1853

6/
F

~~UNS. 178 a. 6~~



[Also published under title: Eduard Fricke
und der grüne Esel].

~~GE 765 A. 3~~

TNR. 42686

Schriften
der Gesellschaft
der Mörkefreunde
Vierter Band



1924

Erschienen in Ludwigsburg

Mörkes Epistel

„An Longus“
und ihre
komi-tragische
Vorgeschichte

zum ersten Male
auf Grund der Quellen
dargestellt

VON HANNS WOLFGANG RATH
mit drei Handzeichnungen
einem unveröffentlichten
Bildnis
und zwei weiteren Abbildungen

1924

Carl Fr. Schulz, Verlag, Ludwigsburg

Alle Rechte vorbehalten



Gedruckt in der
Buchdruckerei Otto Eichhorn Inhaber Lothar Kallenberg
in Ludwigsburg

U n L o n g u s

Von Widerwarten eine Sorte kennen wir
Genau und haben ärgerlich sie oft belacht,
Ja einen eignen Namen ihr erschufest du
Und heute noch beneid' ich dir den kühnen Fund.

Zur Kurzweil gestern in der alten Handelsstadt,
Die mich herbergend einen Tag langweilte,
Ging ich vor Tisch, der Schiffe Ankunft mit zu sehen,
Nach dem Kanal, wo im Getümmel und Geschrei
Von tausendhändig aufgeregter Packmannschaft,
Fakwälzender, um Risi' und Ballen fluchender, 10
Der tätige Faktor sich zeigt und, Gaffens halb,
Der Straßenjunge, beide Händ' im Lake, steht.
Doch auf dem reinen Quaderdamme ab und zu
Spaziert' ein Pärchen; dieses faßt' ich mir ins Aug'.
Im grünen, goldbeknöpften Frack ein junger Herr
Mit einer hübschen Dame, modisch aufgepfauscht.
Schnurrbartsbewußtsein trug und hob den ganzen Mann
Und glattgespannter Hosen Sicherheitsgefühl,
Kurz von dem Hütchen bis hinab zum kleinen Sporn
Belebet, ihn vollendete Persönlichkeit. 20
Sie aber lachte pünktlich jedem dürst'gen Scherz;
Der treue Pudel, an des Herren Knie gelockt,
Wird, ihr zum Späße, schmerzlich in das Ohr gekneipt,
Bis er im hohen Fistelton gehorsam heult,
Zu Nachahmung ich weiß nicht welcher Sängerin.

Nun, dieser Liebensworte, dächt' ich, ist doch schon
Beinahe, was mein Longus einen Sehrmann nennt,
Und auch die Dame war in hohem Grade sehr.
Doch nicht die affektirte Frage, nicht allein
Den Gecken zeichnet dieses einz'ge Wort, vielmehr, 30
Was sich mit Selbstgefälligkeit Bedeutung gibt,
Amtliches Wir, vornehm ablehnende Manier,
Dies und noch manches andere begreift es.

Der Prinzipal vom Comptoir und der Kanzlei
Empfängt den Assistenten oder Commis — denkt,
Er kam nach elfe gestern nacht zu Hause erst —
Den andern Tag mit einem langen Sehrgeſicht.
Die Kammerzofe, die kokette Kellnerin,
Nachdem sie erst den Schäfer kühn gemacht, tut böß,
Da er nun vom geraubten Kusse weiter geht: 40
„Ich muß recht, recht sehr bitten!“ sagt sie wiederholt
Mit seriösem Nachdruck zum Verlegenen.

Die Tugend selber zeigt sich in Sehrheit gern.
O hättest du den jungen Geistlichen gesehn,
Dem ich nur neulich an der Kirchtür hospitiert!
Wie Milch und Blut ein Männchen, durchaus musterhaft;
Er wußt' es auch; im wohlgezognen Backenbart,
Im blonden, war kein Härchen, wett' ich, ungezählt.
Die Predigt roch mir seltsamlich nach Leier und Schwert,
Er kam nicht weg vom schönen Tod fürs Vaterland; 50
Ein paarmal gar riskiert' er, liberal zu sein,
Höchst liberal, — nun, halbsgefährlich macht' er's nicht.
Doch wurden ihm die Ohren sichtlich warm dabei.
Zulezt, herabgestiegen von der Kanzel, rauscht
Er strahlend, Kopf und Schultern wiegend, rasch vorbei
Dem duft'gen Reihen tief bewegter Jungfräulein,
Und richtig macht er ihnen ein Sehrkompliment.

Besonders ist die Großmut ungemein sehrhaft.
Denn der Student, von edlem Burschentum erglüht,
Der hochgesinnte Leutnant, schreibt seinem Feind 60

(Ach, eine Träne Juliens vermochte das!)
 Nach schon erklärtem Ehrenkampfe, schnell versöhnt,
 Lakonisch schön ein Sehrbillett — es rührt ihn selbst.
 So ein Herr X, so ein Herr Z, als Rezensent,
 Ist großer Sehrmann, Sehr-Sehrmann, just wenn er dir
 Den Lorbeer reicht, beinahe mehr noch, als wenn er
 Sein höhnisch Sic! und Sapienti sat! hintrumpft.

Hiernächst versteht sich allerdings, daß viele auch
 Nur teilweis' und gelegentlich Sehrleute find. 70
 So haben wir an manchem herzlich lieben Freund
 Ein unzweideutig Uderchen der Art bemerkt
 Und freilich immer eine Faust im Sack gemacht.
 Doch wenn es nun vollendet erst erscheint, es sei
 Mann oder Weib, der Menschheit Afterbild — o wer,
 Dem sich im Busen ein gesundes Herz bewegt,
 Erträgt es wohl? wem krümmte sich im Innern nicht
 Das Eingeweide? Gift und Operment ist mir's!
 Denn wären sie nur lächerlich! sie find zumeist
 Berrucht, abscheulich, wenn du sie beim Licht besiehst.
 Kein Mensch beleidigt wie der Sehrmann und verletzt 80
 Empfindlicher, wär's auch nur durch die Art, wie er
 Dich im Gespräch am Rockknopf faßt. Du schnöde Brut!
 Wo einer auftritt, jedes Edle ist sogleich
 Gelähmt, vernichtet neben ihnen, nichts behält
 Den eignen, unbedingten Wert. Geh dir einmal
 Der Mund in seiner Gegenwart begeistert auf,
 Um was es sei — der Mann besitzt ein bleiernes,
 Grausames Schweigen; völlig bringt dich's auf den Hund.
 — Was hieße gottlos, wenn es dies Geschlecht nicht ist?
 Und nicht im Schlaf auch fiel es ihnen ein, daß sie 90
 Mit Haut und Haar des Teufels find. Ich scherze nicht.
 Durch Buße kommt ein Arger wohl zum Himmelreich:
 Doch kann der Sehrmann Buße tun? O nimmermehr!
 Drum fürcht' ich, wenn sein abgeschiedner Geist dereinst
 Sich, frech genug, des Paradieses Pforte naht,
 Der rofigen, wo, Wache haltend, hellgelockt
 Ein Engel lehnet, hingesenkt ein träumend Ohr

Den ew'gen Melodien, die im Innern sind:
 Auf schaut der Wächter, misst ruhig die Gestalt
 Von Kopf zu Fuß, die fragende, und schüttelt jetzt 100
 Mit sanftem Ernst, mitleidig fast, das schöne Haupt,
 Links deutend, ungerne, mit der Hand, abwärts den Pfad.
 Befremdet, ja beleidigt stellt mein Mann sich an
 Und zaudert noch; doch da er sieht, hier sei es Ernst,
 Schwenkt er in höchster Sehrheit, trotziglich, getrost
 Sich ab und schwänzelt ungesäumt der Hölle zu.

Von dieser launigen Jambendichtung, in der unverkennbar eigene Erlebnisse eine feingeschliffene Kristallisation gefunden, haben sich zwei Niederschriften von des Dichters Hand erhalten. Die zeitlich frühere gelangte von Cleversulzbach aus am 24. November 1841 ins Pfarrhaus zu Bermuthshausen an Wilhelm Hartlaub, Morikes Lebensfreund, mit diesen kurzen Geleitworten: „Ich wollte Dir zu dankbarer Erwiderung so vielfacher und höchst plärierlicher Mitteilungen, besonders jenes excellenten Buchs und der Journalauszüge, die wir gestern erhielten, heute durchaus das Sehrstück fertig machen, welches soeben abgeschlossen wurde.“¹

Das „Sehrstück“, ehemals mit dem Haupttitel „Epistel“ überschrieben, stellt demnach nicht das Ergebnis einer einzigen glücklichen Eingebung, nicht eine unmittelbare Auslösung einmaliger geistiger Empfängnis dar, es hat vielmehr aus An- und Absätzen Gestalt gewonnen. Welchen Zeitraum dieses Musenkindes Austragung erfordert hat, wird kund aus der inneren Verbindung der Episoden, die das Samenkorn im Hirne des Dichters triebkräftig werden ließ.

Die „Epistel an Longus“ hat sich unmittelbar vor der Absendung der Handschrift zur Einheit geründet; die tags zuvor erhaltenen „höchst plästerlichen Mitteilungen, besonders jenes excellenten Buckels und der Journalauszüge“ haben den Abschluß der Dichtung unerwartet gefördert.

Ein tieferer Blick in des Dichters geistige Werkstatt ist leider — was die Entwicklungsstufen der Epistel betrifft — versagt; handschriftliche Entwürfe liegen nicht mehr vor. Die Niederschrift kann nicht einmal darüber Aufschluß geben, an welcher Stelle Mörike den letzten Faden angeknüpft: der gleichmäßige Duktus der Feder läßt eine in einem Zuge vollzogene Reinschrift erkennen. —

Die andere, zweifellos nicht viel jüngere Handschrift, im Nachlasse Barnhagens von Ense², ist aus mancherlei Gründen interessanter und wertvoller. Sie unterscheidet sich von der Handschrift für Hartlaub wesentlich durch Wortänderungen, hauptsächlich aber durch eine Erweiterung um sechs Verszeilen, deren beide letzten, lediglich eine von Mörike gern geübte spielerische Ausgestaltung seiner Handschrift in launigem Augenblicks-einfall individualisierend, als zur Wiedergabe im Druck ungeeignet späterhin naturgemäß in Wegfall kamen. Die sich an Zeile 67 des hier voranstehenden Abdrucks anschließende, aus einem äußerlichen Moment dieser Zeile veranlaßte Improvisation, vom Dichter in Parenthese gesetzt, lautet:

(Schau doch, drei hübsche S! Und heiß mich, was du willst,
Ob nicht der Buchstab selber auf und nieder Sehrmann ist!)

Dieser subjektive Einschub verrät indessen, daß die Handschrift nicht für Barnhagen, vielmehr für eine Mörike äußerlich wie innerlich näherstehende, für das feingeistig-satirische Element dieser Dichtung mit besonderem Verständnis ausgestattete Persönlichkeit aus dem engsten Freundeskreise be-

stimmt gewesen sein muß. Hinlänglich bestätigt dies auch des Gedichts Gestaltung in Epistelform. Wer für die Widmung in Betracht kommt, diese Frage ist von wesentlicher Bedeutung: Hermann Kurz³, einer besonderen Kenntnis zweifellos teilhaftig, scheidet aus; die Beziehungen zwischen beiden Poeten hatten sich schon vor Vollendung der Epistel, im Sommer 1841 gelockert; der ehemals eifrig gepflogene schriftliche Austausch mit Johannes Mährten⁴ war verstiegen, seit sich in den Augusttagen 1837 — der Reimzeit der Dichtung — in Merгентheim das Band zwischen Mörike und Hartlaub neu geknüpft. So bleibt nur einer übrig, dessen reinsten Verständnisses Mörike versichert war: der geistreiche, liebenswürdige Ludwig Bauer, dessen Empfänglichkeit für feinen, lebenswahren Humor er zu erproben vielfältig Gelegenheit gehabt, dessen eigene humoristische Ader sich in den „Kapitalspässen“ seines 1836 erschienenen komischen Romans „Die Uberschwänglichen“ wunderbarlich offenbart hatte.⁵ Daß Bauer und nur dieser der beglückte Empfänger der zweiten Handschrift gewesen, erhält aus inneren Zusammenhängen starken Rückhalt; aus dieser Vermutung entspringt naturgemäß eine weitere und wesentliche Vermutung, daß „Longus“, der Adressat der Epistel, selbst kein anderer ist, als Ludwig Bauer, Mörikes und Hartlaubs vertrautester Freund aus der gemeinsamen, zu Tübingen verlebten, beseligenden Stiftlerzeit, da der Traum von einem goldenen Zeitalter die Jünglinge ein glückseliges Eiland mit der Seele suchen und finden ließ — Weylas fernleuchtendes Land Orplid.

Während der Cleversulzbacher Zeit hatte Mörike mit Barnhagen keinerlei Verbindung; mit Just. Kerner zwar befreundet, ist für die Jahre 1834—1843 jedoch kein Aufenthalt Barnhagens in Weinsberg nachweislich. Erst im Juli 1846, da

Mörke bereits drei Jahre das Unterland verlassen, war jener Kerners Gast. Die spätere Verbindung zwischen Mörke und Barnhagen ist nur eine vorübergehende und äußerliche gewesen: dieser trat als Autographensammler — der er nach einem Brief an Kerner seit 1842 war — am 1. September 1856 mit der Bitte um Austausch ihrer eigenen Handschriften an Mörke heran. Daß Mörke für einen Aphorismus von wenigen Zeilen, wie ihn Barnhagen gesandt⁶, eine Gegengabe vom Umfang der Epistel geboten haben möchte, erscheint schon an sich kaum wahrscheinlich; schwerlich aber würde er eine dazumal nicht mehr gültige Fassung der Epistel hingegeben haben. Schließlich aber hätte Barnhagen kaum derart spät um Austausch der eigenen Handschriften gebeten, wäre er bereits Eigentümer einer für ihn gefertigten Handschrift Mörkes gewesen.

Der Umstand, daß Mörke nach Bauers allzufrühem Hinscheiden (22. Mai 1846) von seinen zahlreichen Briefen an diesen nur drei Stücke zurückempfang⁷, gibt der Annahme Raum, daß mancherlei Schriftstücke aus Bauers Nachlaß, so auch die Handschrift der Epistel, im Laufe der Zeit verstreut worden sind. Ein unwiderlegbarer Nachweis ist freilich nicht möglich, da alle noch vorhanden gewesenen Briefe Mörkes an Bauer, soweit sie im Besitze der Nachkommen geblieben, im Winter 1908 ein Raub der Flammen geworden sind.⁸

* * *

Fast fünf Jahre nach ihrer Vollendung erst — er hatte inzwischen das Jbyll Cleversulzbach mit dem für seine Zukunft schicksalschweren Mergentheim vertauscht — entschloß Mörke sich zur Veröffentlichung der Epistel. Als im Spätsommer

1846 der 24jährige Heinrich Bröhle, ein Pfarrerssohn aus dem Magdeburgischen, als junger Doktor der Philosophie in Merseburg Beiträge erbat für ein „Norddeutsches Jahrbuch für Poesie und Prosa“, mit dem er seine literarische Laufbahn zu beginnen gedachte, spendete Mörike einen ansehnlichen Beitrag. Bröhles Zuschrift mag eine besondere Verehrung für Mörike aufgezeigt und dieser an einen Erfolg des Unternehmens geglaubt haben — seine Freigebigkeit möchte solches bezeugen: nicht weniger denn sieben unveröffentlichte Stücke — sämtlich im Jahrbuch zu erstem Abdruck gebracht — gingen von Mergentheim nach Merseburg. Vier derselben stellten, um Mörikes Wort zu gebrauchen, für den Druck „aufgeputzte, ältere Ware“ dar: „Die schöne Buche“ (1842), „Der Petrefaktensammler“ (12. März 1845), „An Philomele“ (Mai 1841) und die „Epistel an Longus“; die übrigen hatten erst in letzter Zeit das Licht des Daseins erblickt: „Erbauliche Betrachtung“ (29. Juni 1846), „Inscription auf eine Uhr mit den drei Horen“ (1846) und „Am Rheinfall bei Schaffhausen“ (30. Juli 1846). Hinter dieser gewichtigen Spende, die dem Sammelwerk bleibenden Wert sichert, traten die mannigfaltigen Beiträge aller anderen Mitarbeiter weit zurück.

Verzögertes Erscheinen des Jahrbuchs, vielleicht mehr noch der Umstand einer gerade für Kunst und Literatur nicht eben günstigen Zeit politischer Unsicherheit wurden indessen dem Unternehmen zum Verhängnis. Der Zeitpunkt war schlecht gewählt, die Beiträge waren, wie Bröhle im Vorwort bemerkt, nicht pünktlich eingegangen, — der Mißerfolg war unausbleiblich. Doch bevor noch das buchhändlerische Fiasko offenkundig geworden, sammelte der junge Literat aufs neue — im März 1847 bereits — Beiträge für einen weiteren Band. Mörike spendete, noch nicht einmal im Besitz des er-

erschiedenen Buches, wiederum reichlich, wie aus einem Bericht an die in Bamberg weilende Hausgenossin Margarete Speeth, seine nachmalige Gattin, vom 15. April, hervorgeht. Kurz darauf teilt er dieser noch weiterhin mit: „Der erste Jahrgang jenes Unternehmens ist, wie ich höre, dem Justinus Kerner und mir gewidmet, kam aber wunderlicher Weise noch nicht einmal hier an.“

Bröhle suchte jetzt sogar einen Gedanken zu verwirklichen, von dem er bereits im Vorwort des erschienenen Bandes kurz Anzeige erstattet: die Beigabe eines eigens anzufertigenden Bildnisses des verehrten Schwabendichters. Dazu äußert sich Mörike gegenüber Hartlaub drastisch unterm 15. März 1847: „Was aber tätest Du an meiner Stelle wegen des Porträts, das er abermals verlangt? Wenn mir die aufgeschlagenen Titelbilder hinter den Fenstern der Buchhändlerladen einfallen, die Herren Boz, Herweghs, Kongs u. s. w., mit den schönen Bärten in Stahlstich, und ich denke mir, daß so ein geschlecktes, halbfremdes Gesicht, mit meinem Namen versehen, auch eines Tages da heraus kotettiere, so, sag ich Dir, schäme ich mich schon jetzt und werde rot bis an den Nabel. Auf der andern Seite hat der Gedanke, meinen Freunden bei dieser Gelegenheit, ohne daß es mich etwas kosten soll, ein Andenken zu hinterlassen, etwas Natürliches und Angenehmes, vorausgesetzt, daß man an einen tauglichen Zeichner und sonst in gute Hände geriete.“

Auch Margarete Speeth wird davon benachrichtigt, vom Krankenbette aus, am 19. April: „Denken Sie nur, von Ihrem armen Heinrich will man jetzt par force ein Conterfei (zum zweiten Jahrgang des Merseburger Taschenbuchs für Poesie und Prosa) haben; ich soll eine Zeichnung auf Kosten des Verlegers machen lassen. Es wäre schon recht, aber wo

in unserer Gegend einen guten Zeichner finden? Ich schrieb dem Redakteur dies schon vor vier Wochen als Hauptanstand, gab aber dabei die Aussicht auf den Mai, aus Gelegenheit einer Erholungsreise ins Bayrische. Wäre gar in Bamberg selbst ein tüchtiger Künstler dieser Art zu haben? Nicht ein Maler, sondern ein Zeichner für den Stich müßte es sein." —

Aber alles verlief im Sand; wann Mörike zur Erkenntnis gelangte, daß seine Bemühungen vergebliche gewesen, belegt keine briefliche Aeußerung.

Im „Norddeutschen Jahrbuch“ zeigt der Abdruck der Dichtung noch die Hauptüberschrift „Epistel“; in der zweiten, vermehrten Auflage der „Gedichte“, im Herbst 1847 ausgegeben, ist sie bereits weggefallen. Dieser zweite Druck stimmt bis auf Wortänderungen mit denjenigen im Jahrbuch überein. Die endgültige Fassung reifte in den nächsten neun Jahren und erschien in der dritten Auflage der „Gedichte“. Im Inhaltsverzeichnis der Ausgabe letzter Hand — vierte Auflage 1867 — hat Mörike unter Hartlaubs Beihilfe, auf Grund des zwischen den Freunden gepflogenen ausgiebigen Briefwechsels und seiner zahllosen Beilagen, vielen Titeln das Entstehungsjahr — nicht immer ganz zutreffend, wie sich erwiesen — beigelegt, so auch für die Dichtung „An Longus“, deren Veranlassung umso bedeutungsvoller erscheint, als durch ihren Verfolg ein in sich geschlossener Umkreis eigenartiger poetischer Gebilde Mörikes seine Erklärung findet und dem bisher mangelnden tieferen Verständnis nähergebracht wird.

* * *

Die Literatur über Mörike hat sich schon fast unübersehbar gestaltet; auffallend jedoch ist, daß erst eine verschwindend

geringe Zahl seiner Versdichtungen Einzelausdeutung gefunden hat. Die wenigen Arbeiten, die sich tieferschürfend mit einzelnen Stücken befassen, wie die Studien von Johannes Broelß⁹ und neuerdings die des Stuttgarters Karl Hirsch¹⁰ — alle leider in allzu abgelegenen Blättern niedergelegt — wiegen an Wert einen großen Teil jener zumeist kompilierenden, selten neue Erkenntnisse aufweisenden Charakteristiken auf, der eine Sichtung und Bewertung des Materials stark beeinträchtigt.

Sieht man von den Gedichten ab, die entsprechend ihrer Natur als reine Gefühlslyrick oder aus ihrem volksliedartigen Charakter heraus lebendig wirken und zu unmittelbarem Verständnis keiner besonderen Beleuchtung mehr bedürfen, verlangen jene Schöpfungen, die ihrem Gehalte nach zu der didaktischen Kunstgattung zählen und ihren individuellen Ursprung nicht verbergen können, zu ihrer Würdigung gewisse Voraussetzungen. Oft vermag erst die Aufhellung ihrer Entstehung den Kontakt zu einer Dichtung herbeizuführen, ihr die rechte Wertung zu verschaffen: Kenntnis des Moments ihrer geistigen Empfängnis, ihres Werdegangs im Hirne des Dichters, ihrer Entwicklungsstufen. Subjektive Poesieen erklingen ja nicht aus „einer luftgebornen Muse geheimnisvollem Saitenspiel“, entstehen nicht so unversehens aus einem Nichts heraus, wie jenes unvergleichliche „Schön Rothraut“, dessen unbedeutend scheinende, aber darum umso wesentlichere geistige Empfängnis Mörike mitteilt.¹¹ Hier hat des Dichters anspruchslose Offenbarung von dem geringfügigen Antrieb zur Entstehung der kleinen Ballade eine ganz eigen strahlende Gloriele verliehen und Mörikes naturentsprossene Künstlerschaft spiegelt sich in ihr in ihrem reinsten Adel wider. Ist durch die Preisgabe des meist absichtslos verschwiegenen Vorgangs der geistigen Konzeption der zarte Glanz jener Perle

noch farbenreicher geworden, leistet die Enthüllung von der geistigen Empfängnis und der unmittelbar aus ihr hervorgegangenen Geburt dem Verständnis dieses gefühlsmäßig erfaßten, objektiv erschauten Gebildes freilich keinerlei Vorschub. Tritt solche Wirkung aber bei einem ohnehin unmittelbar wirkenden dichterischen Gebilde zutage, sollte seine Entstehungsgeschichte nicht dazu angetan sein, vollends einer Dichtung Reiz zu erhöhen, über deren Wert eine klare Vorstellung nicht ohne weiteres möglich ist, der Kontakt zu ihr nicht unmittelbar aufgenommen werden kann? Durchaus nicht wohnt einem echt dichterischen Ausdrucksvermögen, einem feingeschliffenen Gedanken stets auch zugleich die Möglichkeit der Apperception inne. Häufig wird ein inneres Verhältnis erst gewonnen werden können aus Momenten, die außerhalb des zu einem poetischen Gebilde kristallisierten Gedankenumkreises liegen, das Gebilde gleich einem unsichtbaren Fluidum umschweben, aus den geistigen Zeugungsvorgängen, aus den Wandlungen, denen reale Erlebnisse in den Geheimkammern der Künstlerseele unterworfen sind, bis sich die Emanation vollziehen kann. —

Das Quellgebiet der Epistel an Longus ist reich an Zuflüssen und Verzweigungen. Weite Umwege sind erforderlich, um mit der Wünschelrute den feinrieselnden Urquell aufzuspielen; von diesem Urquell führt der Weg zu mancher Warte, die reizvolle Ausblicke in das Land der Wirklichkeit, in das Reich der Phantasie gewährt. Der Poet erfaßt schließlich alles in einem großen und weiten Blick: der Extrakt ist das ureigene Gebilde aus der innigen Vermählung des Genius mit der realen Materie. Je mehr sich diese Verbindung offenbart, umso überraschender gestaltet sich die Erkenntnis, wie Intuition zum belebten Gedankengebilde sich umwertet, Erlebnis sich zu Dichtung wandelt. —

Aus der Kette all der kleinen Eindrücke läßt sich erkennen, daß die Dichtung „An Longus“, wie die Frucht der Palme, zu ihrer Ausreife Jahre bedurft hat. Versinnbildlicht David Friedrich Strauß Mörikes Konzeptionsvermögen also: „Mörke nimmt eine Handvoll Erde, drückt sie ein wenig und sogleich fliegt ein Bögeln davon“¹², trifft dies für Mörikes Gefühlslirik zweifellos zu; die Gestaltung subjektiv erfaster Gedanken hat, wie bei jedem Poeten, auch bei Mörke zuweilen mehr erfordert, als nur den kurzen Augenblick der Empfängnis.

Daß bei einer gehaltvollen Dichtung, wie der „Epistel an Longus“, die Gedankenfäden derart unmerklich ineinander überfließen und zu einem einheitlich geründeten Kunstwerk verwoben sind, trotz der zeitlich weitauseinanderstehenden Empfängnis der Erlebnisphasen, erweist die sichere Meisterhand ihres Schöpfers; jedes der kleinen Einzelbilder ist in seiner Plastik „ein Kunstgebild der echten Art, ein sanfter Geist des Ernstes ergossen um die ganze Form“. —

* * *

Daß unbedeutende Menschen sich klettenartig an die Rockschöße großer Männer anhängen, unverfroren und rücksichtslos ihr aufdringliches Wesen zu treiben verstehen, um an deren grünem Lorbeer herumzuschmarozen, im Lichtkreis einer Berühmtheit einen Strahlenglanz auf sich abzulenken, ist eine alte und alltägliche Erscheinung. Nicht nur aus unmittelbarer Nähe, selbst aus der Ferne wissen sie mit suggestiver Kraft zu wirken, und sie stehen einem Schaffenden nicht allein hinderlich im Wege, versündigen sich an der kostbaren Zeit des geistigen Arbeiters, sondern sie trüben auch oft mit ihren

Gesten und schönen Reden ihrer Opfer klaren Blick. Wehe dem Manne, der einem Schmarozer gegenüber Schwäche ver-rät, eines solchen Blutsaugers Absichten verkennt! Freilich, die wahre Physiognomie verbirgt sich stets hinter einer Maske, die sich früher oder später lockert und ungewollt den Charakter offenbart, Harmlosigkeit und Naivetät — oder: „die affektierte Frage“, „den Gecken“, „was sich mit Selbstgefälligkeit Bedeutung gibt“, „amtliches Nir“, „vornehm ablehnende Manier“ — kurz, „was mein Longus einen Sehrmann nennt“.

Eines solchen „Sehrmanns“ Opfer ward der gutmütige, arglose Justinus Kerner, um den sich Kraft seiner zwiefachen Berühmtheit lange Zeit jahraus, jahrein Gerechte und Unge-rechte scharten, — gläubige Bewunderer seiner Person als Seelenarzt, sensationslüsterne Gaffer, treue Freunde und ehrlich Begeisterte seiner lebenswürdigen romantischen Muse und nicht zuletzt Eigensüchtler mehr oder minder harmloser Gesinnung. Des berühmten Vaters weniger berühmter Sohn Theobald berichtet in dem Buche der Erinnerungen „das Kernerhaus und seine Gäste“ von dem taubenschlagartigen Verkehr in seiner Eltern Heim zu Weinsberg manche bezeichnende Episode; bei einer Durchsicht der gewissenhaft geführten „Fremdenliste“ — dem Buch auszugsweise unter Auswahl der Besuchernamen einiger weniger Jahre beigegeben — mögen dem Nachdenkenden krause Gedanken über Ursache und Zweck so manchen Besuch aufsteigen — wievielmehr aber weiß, wer mit Kerners Doppelwesen, seinen Lebensphasen und Gewohnheiten, mit Ort und Zeit vertraut ist, zu deuten!

Justinus, im Januar 1819, jung vermählt mit seinem anmutigen Rifele, 33jährig von Gaildorf als Oberamtsarzt nach Weinsberg übergesiedelt, mochte oft die Gelegenheit wahrnehmen, zur Kurzweil die benachbarte alte Handelsstadt zu

besuchen, das mit seinen 7¹/₂ Tausend Seelen gegenüber dem Winzerstädtlein am Fuße der „Weibertreu“ eine rechte Großstadt darstellende Heilbronn, wo dem Literaten geistige Anregung geboten wurde.

Bei Gelegenheit eines solchen Aufenthalts nahte sich Kerner, — der, fünfzehn Jahre nach den anonym in Karlsruhe erschienenen, in Cottas „Morgenblatt“ herb abgelehnten „Reiseshatten, von dem Schattenspieler Luchs“¹³, 1826 bei Cotta unter vollem Namen seine „Gedichte“ veröffentlicht und sich allenthalben bekannt gemacht: — nicht sehr lange nachher „der schönste Mann, den man sich denken kann“, in Gestalt des Johann Friedrich Ernst O st e r t a g, seines Zeichens „Oberamtsgerichtsaktuar“. Um fast zwanzig Jahre jünger als Kerner hatte dieser „schönste Mann“ zu Stuttgart als Sohn des später als Oberamtsrichter zu Heidenheim verstorbenen Johann Jakob O st e r t a g¹⁴ am 25. April 1805 das Licht der Welt erblickt. Sein frühes juristisches Berufsleben weist in seinem Gange keine Besonderheiten auf: nach erster Tätigkeit in Heilbronn erscheint er 1828, laut „Hof- und Staatshandbuch für Württemberg“, als Rechtskonsulent in der kleinen Residenz D e h r i n g e n, die mit der Mediatisierung der verschiedenen hohenlohischen Fürstenhäuser im Jahre 1806 unter die Landeshoheit des jungen Königreichs Württemberg gestellt worden war. Von 1831—1839 führt ihn die genannte amtliche Quelle als Amtsrichter des „fürstlich Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein-Fartbergischen“ Gerichtshofes in Niederstetten unweit Mergentheims auf. Seltsamerweise aber verzeichnet ihn der nächste Jahrgang des Handbuchs 1843 — diese Statistik erschien nurmehr alle vier Jahre — mit keinem Wort. Zwei andere Quellen indessen lassen O st e r t a g nach seinem Abzuge von Niederstetten — von 1840

ab — in Langenburg finden: Theobald Kerners Erinnerungsbuch und ein Brief Hartlaubs an Mörke. Von 1847—1854 figurirt er jedoch wieder in den „Hof- und Staatshandbüchern“ und zwar als Oberamtsrichter zu Neresheim. Tatsächlich aber hatte Ostertag — die Personalstatistik hatte ihn und ohne Zweifel zu seinem nicht geringen Verdrusse schön übersehen — die Stellung, wie die Neresheimer Stadtchronik bartut, bereits seit 1842 inne: in ihr findet sich der Eintrag, daß Ostertag von 1842—1854 Oberamtsrichter dortselbst war, — mit der überraschenden Schlußbemerkung „wo er flüchtig wurde und in Amerika starb“.

Das Oberamtsstädtlein hatte seine Sensation und tausend Seelen waren auf gute Weile mit Stoff zu Klatsch reichlich versorgt; die Lästerzungen der Kleinstadtpolitiker, Banausen und Philister, einigten sich zu der in Krähwinkel üblichen schönen Philharmonie, wie heute so damals, das versteht sich von selbst; er war ja kein Durchschnittsmensch, dieser Gerichtsgewaltige, denn

Schnurrbartsbewußtsein trug und hob den ganzen Mann
Und glattgespannter Hosen Sicherheitsgefühl,
Kurz, von dem Hütchen bis hinab zum kleinen Sporn
Belebet ihn vollendete Persönlichkeit,

wie ihn unnachahmlich Eduard Mörke aus eigenem Augenschein silhouettiert hat.

Noch bewahrt das Amtsgericht in Neresheim die Akten über seines — zweifellos „berühmtesten“ — Sachwalters Person und Lebensverhältnisse und verstattet freimütig Einblick in die Erkenntnisse, Erlasse und Skripturen, die sich mit Ostertags nicht eben distinguiertem Abgang aus Amt und bürgerlicher Gesellschaft befassen. Eine Einsicht ergibt, wenn man sich zu interessieren weiß, nicht wenig des Charakteristischen. Die

Gant-Akten d. h. die gerichtlichen Aufzeichnungen über die öffentliche Versteigerung der mit Beschlag belegten Habseligkeiten des Flüchtiggewandenen berichten, daß Johann Friedrich Ernst Ostertag am 20. Juni 1828 (nach dem Dehringer Familienregister am 25. Juli 1828) in der katholischen Kirche zu Kupferzell zum Traualtare geführt habe die Jeanette (Dehringer: Johanna) Barbara Antonie, die am 3. Oktober 1806 in gleichem Ort geborene Tochter, das jüngste von elf Kindern des fürstlich Hohenlohischen Hofrats Franz Christoph Grebner; die Akten berichten weiterhin, daß Ostertag bis 1854 Bürger von Kupferzell gewesen, und daß zur Zeit seiner Flucht vier Kinder am Leben waren, von denen das zweite, der einzige Sohn Carl, vordem einer der letzten Zöglinge der Erziehungsanstalt Stetten im Remstale¹⁵, achtzehnjährig, sich auf der Kriegsschule zu Ludwigsburg befand. Wesentlicher als das Familiäre, und bedeutungsvoller ist, wie sich zeigen wird, daß sich unter den ausbotenen Gegenständen eine Sammlung französischer Kupferstiche, sowie zwei Bildnisse Napoleons befanden, und schließlich noch die Bemerkung, daß Ostertag sein Erdenwallen einer französischen Versicherungsgesellschaft anvertraut hatte.

Anfangs des Jahres 1854 fand in Neresheim eine Gerichtsvisitation statt, bei der Ostertag der Unehrllichkeit im Amt verdächtigt wurde; da er sich indessen der Verhaftung bereits durch die Flucht entzogen, wurde er „in contumaciam“ wegen „Restsetzung, Rechnungsfälschung, Unterschlagung amtlich anvertrauter Gelder, Täuschung bei Amtshandlungen und Anstiftung zu Fälschung von Privaturlunden zu einer Arbeitshausstrafe von sechs Jahren und zu Bezahlung sämtlicher Kosten des Verfahrens, unter solidarischer Haftung mit den bereits verurteilten Angeklagten, Eduard Gloz, Rechtskonsum-

lent zu Neresheim und Salomon Weil von Aufhausen, verurteilt. So beschlossen im Schwurgerichtshofe für den Jartkreis, Ellwangen, den 19. Februar 1855."

Bereits im April 1854 war Ostertag vom Amte suspendiert worden.

Interessanten Einblick in das Hauswesen der Familie gewährt ein „Bericht des Oberamtsgerichtsverwesers Lang in Neresheim an den Königlichen Gerichtshof in Ellwangen, betreffend die Bitte um eine Verfügung zur Räumung des Oberamtsgerichtsgebäudes von Seite der Familie des entwichenen Oberamtsrichters Ostertag" vom 4. August 1854:

„Als ich durch das Vertrauen des hohen Ministeriums zum Oberamtsgerichtsverweser in Neresheim bestellt wurde, so dachte ich mir, an der Frau des entwichenen Ostertag eine von dem Uebermaß des über sie gekommenen Ungemachs niedergebeugte Unglückliche zu finden, der ich alle nur mögliche Rücksicht und Schonung schuldig sei; anstatt dessen fand ich ein herrisches Weib, das allen delikateren Aufforderungen zu Räumung des Hauses unzugänglich, bis auf diese Stunde mit Magd und zwei Kindern in den besseren Gemächern des Oberamtsgerichtsgebäudes wohnt und auf eine Weise dominiert, daß ich mit meiner Familie der kaum Geduldete bin; dieser Zustand fängt mir an unerträglich zu werden . . .“

Dieser Bericht bewirkte, daß die „hinterbliebene" Familie noch im gleichen Jahre von Neresheim abzog, und es ist laut den Akten, dort weder von ihr noch von dem Flüchtling jemals weiteres bekannt geworden. —

Alles dies stellt indessen nur die Rehrseite der mehr interessierenden Persönlichkeit Ostertags als Dichterfreund und — als schwäbischer Dichter dar. Erstere Eigenschaft kann ihm nach allem nicht streitig gemacht werden, letzteres

wähnte er zu sein, in welchem Glauben ihn Justinus Kerner, hypnotisiert von der jungen Mannes Schönheit, bestärkte, der nicht anstand seinen Dichterruhm als erster und auch einziger — freilich mit zweifelhaftem Erfolge — zu verkündigen.

Am 11. Juni 1837 schreibt er an Sofie Schwab, die Gattin seines Freundes Gustav Schwab:

„Heute las ich die Dichtungen von Ostertag, den ich früher als Oberamtsgerichtsaktuar in Heilbronn kannte, wo ich aber nicht weit entfernt einen Dichter in ihm ahnte. Und diesen finde ich nun in seinen Gedichten vollkommen. Er hat wirklich ganz vortreffliche Dinge, worüber sich auch Schwab freuen wird. Ich kenne nur einen Tadel, der ihn treffen könnte — zu viel Politik und zu ausgedehnt — aber nein! er darf sich Dichter nennen, und seine Erscheinung freut mich in der Seele. Er nennt sich auf dem Titel bloß „Friedrich Ernst.“ Notabene: er war, als ich ihn vor Jahren sah, der schönste Mann, den man sich denken kann. Damals wußte ich keine Silbe von seinem Dichterleben. Nun, ein schwäbischer Dichter mehr!“

Was antwortete — am 16. Juni 1837 — Schwabs Frau? „Die Poesie stirbt doch, trotz allen schlimmen Prophezeihungen und Kritiken, in unserm Schwabenland nicht aus! Du hast einen neuen Dichter aufgefunden, von dem auch mein lieber Mann schon viel Gutes gehört hatte, — aber“ — — — und die Brietspartnerin geht unvermittelt und wohl nicht ohne tiefere Absicht zu dem wirklich Echten über, anscheinend möchte sie ihre und ihres Gatten wahre Meinung über die schon zur Kenntnis genommenen „Dichtungen“ des „neuen Dichters“ dem kritiklosen Enthusiasten Kerner nicht offenbaren, — „aber ganz entzückt ist mein

lieber Mann und Klüpfel¹⁶ neulich nach Hause gekommen, als sie mit einigen Freunden beisammen waren und einen ganzen Abend Gedichte von Mörke vorlesen hörten. Sie sollen wunderschön sein und werden jetzt gesammelt und herausgegeben von den Freunden.“¹⁷

Kerner, der inzwischen in Person die „aura poetica“ des Cleversulzbacher Pfarrhauses geatmet, erkundigt sich bald darauf in naiver Weise erneut bei Schwabs, am 9. Juli 1837: „Wie Euch Ostertags Gedichte gefallen, schreibst Du gar nicht.“ Einen diesbezüglichen Bescheid hat er aber auch diesmal nicht erhalten. —

Ohne Zweifel hat die schwärmerische Art von Freundschaftsschlüssen jener Zeit Kerner zu näherer Verbindung, ja sogar zu brüderlicher Freundschaft mit dem „neuen Dichter“ geführt, wofür ein Beweis sein mag die handschriftliche Zuweisung in einem Exemplar der „Dichtungen von Friedrich Ernst.“ Diese waren, ein tüchtiger Foliant von 286 Seiten Großoktav um die Frühlingswende 1837 im Verlage der Universitätsbuchhandlung von C. F. Winter in Heidelberg erschienen und sie sind keinem Geringeren als Ludwig Uhland mit einer eignen Apostrophe zugeeignet, zu der sich der Verfasser überdies noch eines Kernerischen Wortes als Motto bedient. Schon dies Widmungskarmen ist charakteristisch für den von Kerner entdeckten Schwabendichter:

An Ludwig Uhland

Mit eignem Schnabel jeder fängt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt.
Justinus Kerner.

Deine Lieder, edler Meister!
Wecken meiner Harfe Klang.
Mächt'ger Fürst im Land der Geister!
Nimm, was aus den Saiten drang!

Laß in deine Hände legen
 Meiner Lieder schlichten Strauß;
 Duld' es, daß ich deinen Segen
 Dankbar breite vor dir aus.
 Becher, Kränze, Bürger-Kronen
 Waren Lohn für deinen Mut,
 Liebe boten Millionen,
 Die erwärmet deine Blut.
 Freundlich nimm auch diese Gabe;
 Alles — Alles ist sie mir!
 Meister! meines Herzens Gabe —
 Seine ganze — reich ich Dir!

Ob Ostertag jemals Uhland in Weinsberg kennen gelernt und ihm mündlich die Annahme der Widmung aufgedrängt, ob er sich sonsthin bei dem nüchternen und im Gegensatz zu Kerner in seinem Urteil unbestechlichen Uhland anzubiedern versucht hat, ist nicht nachzuweisen. Brieflich scheint es kaum geschehen, denn sein Name wird in der vierbändigen — wenn auch nicht vollständigen — Gesamtausgabe von Uhlands Briefwechsel nicht aufgeführt.

Der Zufall hat dem Verfasser dieses Beitrags zur Morikeforschung vor einigen Jahren in einem Stuttgarter Antiquariat das Exemplar der „Dichtungen“ in die Hand gespielt, das der verschollene Poet mit dem vielsagenden Eintrag „Justinus Ernestus“ und diesem eigenhändigen Gedicht Kerner übergeben hat:

Es naht ein schüchtern Kind,
 Justinus, deiner Hütte,
 Wie eben Kinder sind,
 Verzagt in Blick und Schritte.
 Guck nicht zu scharf es an,
 Es kann's noch nicht vertragen,
 Es steht auf fremder Bahn,
 Den ersten Gang zu wagen.

Ich gab ihm das Geleit
Bis auf des Berges Rücken,
Und ließ das Bürschchen weit
Nach blauen Bergen blicken.

Nun ziehe — sprach ich — fort
Getrost nach jener Bläue,
Dort, hinterm Berge dort,
Bitt' um die Wanderweihe.

Dort drücket dir vielleicht
Die Hand ein Vielgereister,
Hat er sie dir gereicht,
Sprich: Gott vergelts, Herr Meister!

Drum naht mein schüchtern Kind,
Justinus, deiner Hütte,
Auf deinem Geist geschwind,
Und nehmts in eure Mitte.

Dem Zufall wollte indessen die Auffindung des Kerner gespendeten Bandes nicht genügen; bald nachher führte er dem Verfasser aus einem Ulmer Antiquariat auch das Gustav Schwab zugeeignete Buch mit dem Eintrag „Suevus Suevo“ (der Schwabe dem Schwaben) und dem Bierzeiler zu:

Laß von eines Berges Rücken
Dir aus fernem Frankenland
Warme Schwabengrüße schicken.
Liebe glüht auch — unerkant.

Schwab hat seinen Besitz äußerlich durch seinen Namenszug verdeutlicht; Kerners Exemplar, ersichtlich stärker zerlesen, ist von seinem Besitzer durch Ankleben eines blauen Papierrückens auf den unbedruckten hellgrünen Umschlag (der grüne Umschlag der „Dichtungen“ spielt noch weiterhin eine besondere Rolle!) vor Auseinanderfallen der Druckbogen geschützt worden; ein weißes, von Kerners Hand beschriebenes Titelschild ziert den Rücken.

In dem Buche „das Kernerhaus und seine Gäste“ wird berichtet, daß Ostertag auch noch von seinem abgelegenen Wirkungskreise her Weinsberg mit seinen Besuchen beehrt hat. Bei solchen mag er manch erlauchteren Gast, als er selbst einer war, angetroffen haben, zu dessen Preis er unverzüglich den Pegasus zu reiten sich gedrungen sah. In einem als „Grüße“ zusammengefaßten Umkreise seines Folianten findet sich eine Reihe apostrophischer Dichtungen an Berühmtheiten der deutschen Literatur, die bei Kerner Einkehr gehalten. Sind sie vielleicht auch nicht alle dem schönen Amtsrichter leibhaftig begegnet, so werden sie ihm gewißlich durch des gastfreien Hausherrn Gespräche nahe gebracht worden sein: die Poeten — lediglich auf solche ist es dem Bruder vom Parnasse naturgemäß angekommen — Alexander, Graf von Württemberg, Karl Mayer, Gustav Schwab, die Brüder Pfizer, Anastasius Grün, Friedrich Rückert, Julius Moser und den alle an Genialität überragenden Ungarn, Nikolaus Lenau. Allen hat er seine kollegialen „Grüße“ entboten. Zwei besonders schmachtvolle Proben dürfen hier nicht fehlen: Lenau, der sich im Frühjahr 1832, einer fixen Idee nachgebend, er müsse in den Urwäldern zu einem Affen werden, nach Amerika eingeschifft, von wo er jedoch schon ein Jahr später „als aus dem wahren Lande des Untergangs“, halbwegs von seinem Wahne geheilt, zu den schwäbischen Freunden zurückkehrte, ruft er zu:

Ferne ziehst du deine Wege,
 Durch die Länder, übers Meer,
 Aber deines Herzens Schläge
 Hör ich dennoch um mich her,
 Ja von seinem Schlag erschüttert,
 Oft das Meine wonnig zittert.
 Nie hat dich mein Aug' gefunden,
 Deine Hand mich nie berührt,

Doch du hast mich festgebunden
über Land und Meer geführt;
Denn erschüttern und umranken
Lieder nicht und nicht Gedanken?

Deiner Saiten hehres Klingen
Lehret deines Herzens Schlag,
Deine Saiten wurden Schlingen,
Die ich nimmer lösen mag.
Also steh ich dir zur Seite,
Folgend in die grauste Weite.

Wie bedauerlich, daß sich Lenau und Ostertag nicht haben in die Augen schauen dürfen, zumal nach Lenaus Rückkehr, da ein Bericht von dem „wahren Lande des Untergangs“ ihre Wirkung vielleicht nicht verfehlt haben möchte; zwei Jahrzehnte später lernte Ostertag diese „grauste Weite“ selbst kennen, die ihn dann verschlang.

Dieser „Gruß“ an Lenau ist ersichtlich schon im Jahre 1832 entstanden, fünf Jahre vor Erscheinen der „Dichtungen“; es muß deshalb einigermaßen verwundern, daß Kerner von seiner vollkommenen Ahnungslosigkeit bezüglich Ostertags dichterischer Betätigung an Sofie Schwab berichtet. Mit der Eitelkeit des „schönen Mannes“ will sich schlecht vereinbaren lassen, daß er gerade Kerner gegenüber mit seinen Musenkindern jahrelang sollte hinterm Berge gehalten haben!

Die andere Probe gilt dem würdigen Freund und Gönner Kerner selbst, dem sich der Dichterling von hohem Piedestal herab als wohlmeinender Mahner zeigt:

Lieder-Kränze so frisch und grün,
Geistes-Blüten, die ewig blühn,
Und den blaffen Tod zugleich,
Schauerweckendes Geisterreich,

Jubel dort und Liebe und Leben,
Moder hier und Schatten und Beben,
Alles geschaffen in einem Haus,
Lebens=Bonnen und Toten=Graus!

Warmer Sänger der warmen Natur!
Sinnender Waller auf Geisterspur!
Trete heran zu blühenden Zweigen,
Sieh, wie sie trauernd die Knospen neigen,
Weil dich der Gräber zitternde Schatten
Selbst umgaukeln auf grünenden Matten. —
Wer in der Brust einen Himmel trägt,
Wem ein Herz — wie das deine — schlägt,
Darf der nach Schatten strecken die Hände?
Rehre zurück nach dem Sonnengelande!

Ehre dir Forscher und deinem Glauben!
Wenn mir auch Zweifel den Meinigen rauben; —
Ja, an dem Herde von Geistern umkreist,
Such ich nur deinen lebendigen Geist;
Ja, an dem geisterumzingelten Herd'
Wird von dem Deinen das beste beschert;
Bleib in dem Himmel, dir längst erschlossen,
Wo jene ewigen Blüten sprossen!

Auffallend ist, daß bis zum Erscheinen der „Dichtungen von Friedrich Ernst“ und zumal in diesen selbst der echteste Dichter der Zeit nicht begegnet, umso auffallender, als dessen weltabgeschiedene Residenz bei ihrer nachbarlichen Lage zu Weinsberg dem hochtrabenden Poeten — im wahren Sinne des Wortes hochtrabenden, denn er pflegte sich nicht nur auf dem Pegasus, sondern auch auf einem lebendigen Leibrocklein zu tummeln — unschwer zu erreichen war — Eduard Mörike, der Regent von Kleppersfeld, wie sich der Dichterpfarrer von Cleversulzbach gelegentlich im Scherz wohl zu benannte.

Ob unser schöner Mann in übergroßer Bescheidenheit und Ehrfurcht von einem Besuche in dem traulichen Dörflein abgestanden hat? Oder sollte man gar vermuten —

Philister kommen angezogen:
Man sucht im Garten mich und Haus;
Doch war der Vogel ausgeflogen
Zu dem geliebten Wald hinaus.
Sie kommen, mich auch da zu stören:
Es ruft und ruft im Widerhall —
Gleich laß ich mich als Ruckuck hören,
Bin nirgends und bin überall.

So führt ich sie, nur wie im Traume,
Als Puck im ganzen Wald herum;
Ich piff und sang von jedem Baume,
Sie sahn sich fast die Hälse krumm.
Nun schalten sie: Verfluchte Poffen!
Der Sonderling! der Grobian! —
Da komm ich grunzend angeschossen,
Ein Eber, mit gefletschtem Zahn.

Mit Schrei'n, als wenn der Boden brennte,
Zerstob ein Teil im wilden Lauf,
Die andern kletterten behende
Den nächsten besten Baum hinauf;
Sie krochen weißlich bis zum Gipfel
Und sahen nicht einmal zurück,
Doch ich als Eichhorn saß im Wipfel,
Ich grüße sie und wünsche Glück.

„Si, welch ein allerliebsteß Späßchen!
Gott grüß' Sie, schöne Frau'n und Herrn!
Sie kommen, hoff' ich, auf ein Täßchen
Eichellaffee? Von Herzen gern!“
— Allein, sie fanden's nicht gemütlich
In dieser ungewohnten Höh'.
So schieden wir für heute gütlich;
Doch wehe meinem Renomme! —

sollte man vermuten, daß „der scheueste Vogel“, wie Müller von Königswinter in einem Brief an Kerner einst Mörke bezeichnet hat, nach diesem selbstverfaßten Recept gehandelt, als er die Kavalkade, voran den hochedlen, „vom Hütchen bis hinab zum kleinen Sporn“ vollendeten Ritter mit dem „Tubus“ von der Höhe der musikalischen Pfarrgartentüre her auf der Eberstädter Landstraße gegen seine friedliche Domäne herandrücken sah? Indessen, Mörke entging dem Schicksal nicht; aber, die Gelegenheit sollte sich — fast möchte man sagen „leider“ — erst nach Erscheinen der Ernst'schen Dichtungen bieten, und wir sind um den Genuß einer poetischen Huldigung gebracht, die Ostertag gewißlich auch unserm Poeten in Geschmack und Rahmen seiner „Grüße“ hätte angedeihen lassen.

Können wir nun Ostertag nicht als Quelle über Mörke ausschöpfen, dient dagegen Mörke als eine Quelle über den Dichterling Ostertag, wie sie bei keinem der Zeitgenossen fließt, mit denen er Umgang pflog und denen er die Huld geneigter Freundschaft gönnte. Kerner selbst verhalf schließlich doch, wenn auch auf einem Umwege, seinem edlen Schützling zu dem beneidenswerten und unverdienten Glück: er vermittelte die Bekanntschaft, die dem stillen, allem unwahren Schein ausweichenden Mörke nicht sonderlich erwünscht gewesen sein mag, die denn auch von dem nicht grade-bescheidenen Aufdringling seiner Gewohnheit entsprechend in Anspruch genommen wurde. Mörkes harmlose, immer rücksichtsvolle Ehrlichkeit vermochte den von seiner Unfehlbarkeit überzeugten, in seinem Eigennutz verblendeten und eillen Adonis nicht zur Erkenntnis seines hohlen Wesens, seines Unwerts zu führen. Was Mörke über den Wolf im Schafspelz im stillen gedacht, wie er sich innerlich mit diesem Prototyp einer gewissen Gattung von Menschen auseinandergesetzt, hat sich ihm

im Verlauf reichlichen Umgangs mit jenem „Schöngeist“ zu der Epistel „an Longus“ verdichtet, in der unser Dichter mit nicht gerade abgetönten Bildern sich vom Herzen redet, was er dem, auf den die Gleichnisse gemünzt, nicht eben gerne ins Gesicht gesagt haben wird:

So haben wir an manchem herzlich lieben Freund
Ein unzweideutig Ueberchen der Art bemerkt,
Und freilich immer eine Faust im Sack gemacht;
Doch wenn es nun vollendet erst erscheint, es sei
Mann oder Weib, der Menschheit Afterbild — o wer
Dem sich im Busen ein gesundes Herz bewegt,
Erträgt es wohl, wem krümmte sich im Innern nicht
Das Eingeweide? Gift und Dperment ist mir's.

Und ist nicht eigenartig auch, daß Mörike dem „Sehrmann“ frühe schon sein Mißtrauen zusteckt, ohne zu ahnen, wie richtig sich seine Verallgemeinerung auf den Mann erweisen sollte?

Denn wären sie nur lächerlich! sie sind zumeist
Berrucht, abscheulich, wenn du sie bei Licht bestiehst.

Gewißlich auch ist jene Angewohnheit, durch die sich Mörike verletzt fühlt, eine Oftertagische gewesen, um das Verbindliche im Verein mit vertraulicher Herablassung anzudeuten:

Kein Mensch* beleidigt wie der Sehrmann und verletzt
Empfindlicher, wär's auch nur durch die Art, wie er
Dich im Gespräch am Rockknopf faßt.

Ist diese Augenblicksaufnahme nicht „auf und nieder“ — Oftertag?

Im August 1837 war es, daß Mörike, mit Klara, seiner zwanzigjährigen Schwester, zu längerer Kur in Mergentheim, diesen Erhaben-Lächerlichen in Person — äußerlich wie innerlich — kennen lernen sollte. Sein erstes war, Freund Hart-

laub, den er zehn volle Jahre nicht gesehen, von seiner Anwesenheit in der Badestadt zu benachrichtigen. Seit 1827 schon amtierte dieser im unweit gelegenen Wermutshausen, seinem Heimatdorfe, zuerst als Vikarius bei seinem Vater und nach dessen Tode, 1830, als sein Nachfolger. Zwei Jahre später hatte er Konstanze Kretschmer, des Ellwanger Oberamtmannes verwaiste Tochter als Gattin heimgeführt¹⁸ und zwei Kinder — Uda und Agnes — gestalteten das Familienleben, geteilt von des Pfarrherrn Mutter, bei aller herben Strenge und Gemessenheit des Elternpaares zu einer heiteren Gemeinschaft.

Am 7. August trafen sich die Freunde: „ein Nachmittag“, wird tags darauf an Hermann Kurz brieflich berichtet, „der überfloß von jener alten schönen Zeit, wie sie uns Schloß von Tübingen — nur Ihnen und Ihresgleichen vernehmlich — noch hin und hergeistet.“

Ein inniger Jünglingsbund ward bei diesem beiderseits langersehnten Wiedersehen zu einer selten einigen Mannesfreundschaft, lebendig in dem überlebenden Hartlaub bis zum eigenen Abscheiden, zehn Jahre nach Mörikes Heimgang; gleich erhaben war für Hartlaub mit dem Teuersten, das er sich fürs Leben erworben, mit dem getreuen, Charakterstarken Weibe und seinen Kindern — der teuerste Freund. Wer sich in die stillen Landpfarren Hartlaubs versetzt, nach Wermutshausen, nach Wimsheim, nach Stöckenburg, allgegenwärtig findet er den liebwertesten Gast — Eduard Mörike. Nicht anders war es in Mörikes Herzen: immer wieder offenbarte sich das Gefühl, dem er in verklärenden Worten Ausdruck verliehen:

So wunderbar empfand ich es, so neu,
Daß noch bestehe Freundeslieb' und Treu'!
Daß uns so sichrer Gegenwart Genuß
Zusammenhält in Lebensüberfluß.

Der mit diesen Augusttagen des Jahres 1837 neu einsetzende, ungemein umfangreiche schriftliche Austausch aller Gedanken und Erlebnisse, innerer wie äußerer, bildet eine unerschöpfliche Fundgrube; ihr verdankt dies Mosaikbild aus einzelnen farbenbunten Steinchen im weiteren seine Gestaltung.

Da sein Pfarrort nur eine knappe halbe Wegstunde von Ostertags derzeitigem Amtssitze entfernt gelegen, war Hartlaub wohl schon alsbald nach dem Aufzuge des neuen Amtsrichters mit diesem bekannt geworden; an Niederstetten, als das nächste Städtchen, war man auf natürliche Weise durch die Lebensumstände gebunden: hier fanden sich Arzt und Apotheker, und all das, was dem Dorfe mangelte. Auch ward, da man ein studierter Mann, mit den Honoratioren geselliger Verkehr gepflogen, in den auch eines Tags der amtsgewaltige Schönggeist eintrat. Und selbstverständlich blieben diesem die, wenn auch seit Jahren schlummernden Beziehungen Hartlaubs zu Mörike nicht verborgen. Als Ostertag durch Kerner von Mörikes bevorstehendem Kuraufenthalt in Mergentheim unterrichtet worden, lag nahe, daß Mörike sogleich beim ersten Zusammentreffen mit dem Freunde von Ostertags Anliegen, eine persönliche Bekanntschaft herbeigeführt zu wissen, erfuhr. Dieser näherte sich denn auch in unverkennbarer Absicht dem erholungsbedürftigen Dichterkollegen durch einen beredten Vorboten:

„Herr Ostertag hat mir sein Buch hierher geschickt, da er von Kerner meinen Aufenthalt erfuhr“, teilt Mörike am 12. August 1837 dem wiedergefundenen Freunde mit.

Indessen ist dies nicht die früheste Erwähnung Ostertags in Mörikes Briefen. Vier Tage zuvor schon findet sich als Nachschrift auf dem Umschlag eines Schreibens an Hermann Kurz eine Bemerkung, die auf die tags zuvor stattgefundene

Unterhaltung mit Hartlaub bezüglich Ostertags hindeutet: „Ihre Rezension von Bauers „Alexander“¹⁹ wird mir dieser Tage durch den Amtsrichter Ostertag in Niederstetten, einen bel-esprit, mitgeteilt werden. Ich frug überall sehr begierig darnach.“

Eifrig nach Besprechungen seines eigenen erst wenige Monate zuvor erschienenen Folianten fahndend, mochte der von seiner unfehlbaren Dichtergröße überzeugte pseudonyme Friedrich Ernst sich damals alle ihm erreichbaren Zeitschriften verschafft haben. Da ihm Hartlaubs Freundschaft mit Bauer bekannt war, hatte er bei Gelegenheit die Rezension nach Vermuthausen gebracht. Hartlaub erinnerte sich dessen bei jenem ersten Zusammensein mit Mörike und ersuchte Ostertag die Besprechung der Trilogie Bauers nach Mergentheim gelangen zu lassen. So dürfte, veranlaßt durch Bauer, der im Geiste an jenem denkwürdigen Nachmittage zugegen war, das Gespräch auf Ostertag und seine Gedichte gelenkt worden sein. Das Beiwort „bel-esprit“ im Brief an H. Kurz, ein von dem schon in frühester Tübinger Studienzeit schwärmerisch von Mörike, Hartlaub und Bauer verehrten Georg Christoph Lichtenberg²⁰ beliebtes und von dem Satiriker übernommenes Epitheton verrät, daß Mörike bereits im Bilde war von Ostertags geistigen „Vorzügen“. Da er des Freundes Gefallen an unfreiwilligem Humor aus den immer lebendig gebliebenen gemeinsamen Jugendtagen und ihren komischen Ausgeburten, einem Wispel, dem Uchrucker, dem Professor (mit nasal zu sprechender zweiter Silbe!) u. a. m. kannte, hat es sich Hartlaub nicht nehmen lassen mögen, des sonderbaren Pegasusritters Geistigkeit nach Gebühr zu individualisieren. Zugleich mit jener Rezension beeilte sich dieser denn auch, mit seinem Buche aufzuwarten. Welchen Eindruck, welche nachhaltige

Wirkung Ostertags Muse, wenn auch nicht eben in dessen Sinn und Geschmack — auf Mörke und die Seinen, vor allem auf die vertraute Miterleberin, Schwester Clara, gemacht, auf eine lange Reihe von Jahren, wird aus vielerlei kleinen und größeren Zeugnissen offenbar. Das verliehene Prädikat „bel-esprit“, das vorerst die Persönlichkeit des Amtsrichters schmückt, läßt nur das wenigste von den Überraschungen ahnen, die sich, eine aus der anderen, ergeben sollte.

Schon in den frühesten Mergentheimer Tagen setzt der Briefwechsel mit Hartlaub kräftig ein; nichts wird vergessen einander zu kommunizieren. Manchmal folgt einem Beisammensein der Freunde eine längere schriftliche Mitteilung auf dem Fuße, wie in folgendem Briefe, da Hartlaub eben erst zu Besuch anwesend war.

„Mergentheim bei Bermuthshausen, den 2. September 1837, morgens 6 Uhr nach weggelegter Morgenpfeife. „Cosi fan tutte“, ist die Unterlage.

Liebster! Getreuer! Hier kommt die Samstags-Badepost und sagt, daß wir uns fortwährend noch gut befinden, obschon Jupiter Pluvius in Sicherer-Manns-Gestalt²¹ mit breiten Flößerstiefeln in der Tauber steht. Ich habe guts Muts fort und denke, wenn es nicht kälter kommt, noch immer acht bis zehn Bäder zu nehmen. Kläre grüßt aus dem Bette; eine widrige Wandnachbarschaft hat sie die halbe Nacht nicht schlafen lassen.

Du kamst am Donnerstag noch eben recht nach Hause. Aber nachdem Du von mir wegwarest und die Brücke zwischen uns stand, war mirs, als wären wir zu schnell geschieden; es fehlte nicht viel, wär ich wieder umgekehrt, und ich hatte zu tun, um nicht traurig zu werden.

Denselben Tag kam richtig Schönhuth²² noch; er brachte

wieder eine Menge Sachen, Gedruckts und Ungedruckts. Ich machte ihn mit Ostertags Buche bekannt, das dergestalt auf ihn wirkte, daß er wohl den Verfasser nächstens heimsuchen wird. (Sag ihm dies bei Gelegenheit).

Aber was sagst Du dazu? Vorgestern früh, da ich im Kursaal eben frühstückte, bekam ich einen unerwarteten Besuch von der Frau Hofrätin Grebner, wozu sich nachher auch ihr Mann gesellte²³. Sie klagte mir nach einer Einleitung, die mir sehr bald den eigentlichen Zweck verriet, mit Tränen jene bösen häuslichen und geselligen Wirkungen der Poesie bei ihrem Schwiegersohn: daß er seine Frau schönöd behandle, daß er die Leute alle und auch den Fürsten wider sich aufbringe usw. Ich sagte, was zu sagen war. Sie baten mich, ihm seinen eingebildeten Autorberuf auszureden; sie wollten gar nichts daran gelten lassen. Das einzige, was ich versprechen konnte, war, an Kerner deshalb zu schreiben. Sie schienen anfangs über diese Absicht sehr erstaunt, und mochten sie allzu homöopathisch finden, als wollte ich den Teufel durch des Teufels Großmutter vertreiben. Zuletzt verstanden sie mich doch. Im Ernst, es tut mir leid um den Ostertag. Ich weiß nicht, ob er sich wird resignieren können.

Fortgefahren um 11 Uhr.

Grad erhalt ich Deine und Deiner liebsten Frauen liebe Zeilen. Herzlichen Dank für alles! Auch Ostertag schreibt und fragt in Bezug auf sein Kommen und Deinen Brief. Ich will ihm nächstens antworten. Sag ihm inzwischen nichts, auch nichts von Schönhuth! Es ist ein dummer Handel.

Mach, daß ich Euch bald wieder habe! Nun ich wieder so ganz von Dir durchwärmet, ist mirs unleidlich zu denken, daß Monate vergehen sollen, eh wir in Cleverfulzbach uns

wiedersehen. Es wäre doch am schönsten, wenn ihr den Herbst noch sämt!

Noch eins: daß Euch ja nicht einfalle, auf den Tag von Mariä Geburt²⁴ was zu schenken. Dies wäre völlig wider meinen Sinn. Konstanze soll mir Euer Haus ein bißchen konterfein; das sei genug! Aber gewiß!

Der Toilettenvers²⁵ hätte schöner ausfallen sollen; allein der Bote war mir auf der Haube.

Nun scheint die Sonne wieder hell und lockt Regen aufs neue.

Bei den Königlichen²⁶ sind wir gewesen und es gefiel mir dort wohl. Fürwahr, es sind gute, natürliche Leute. Die Raze habe ich bewundert.

Genug für diesmal!

Dein treuer Eduard.

N. S. Heut früh fiel mir ein Haydn'sches Musikstück ein, das ich Dir auch durch meinen Bruder kriegen will. Ich pflege es den Komplimentenmacher²⁷ zu nennen; denn es ist eben, als wenn zwei Herrn, der eine mit dem Hut in der Hand, sich unter der Türe verabschiedeten; sie können nicht enden, und fangen immer wieder von vorne an zu schwätzen. Die Herrn tragen Böpfchen."

Nun hatte Mörike auch von den rein-menschlichen Eigenschaften des Hohlkopf durch dessen nächste Angehörige und von der Einschätzung seines Genius im eigenen Familienkreise ein nicht eben vorteilhaftes Bild empfangen. Daß er in seiner Verlegenheit Kerner als den zuständigen Helfer in Anspruch nimmt, beweist, daß dessen kritikloses Lob der Osters-tagschen Muse, das dem Dünkel des Dichterlings Vorschub geleistet, in der hofrätlichen Familie bekannt und mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden war. Bevor Mörike

indessen dem Weinsberger Freunde von seiner peinlichen Lage Kenntniß geben mochte, versuchte er selbst — wie der nächste Bericht an Hartlaub dartut — Ostertag den eingebildeten Autorberuf auszureden, mit welchem Erfolg, darüber gab sich Mörke freilich kaum einer falschen Vorstellung hin. Daß er sich in keiner beneidenswerten Situation befand, zeigt die Reue, die sich über den „dummen Handel“ bezüglich Schönhuths in dem Briefe kundgibt. Dieser, ein Studiengenosse der Freunde, derzeit Pfarrer in dem benachbarten Städtlein Dörzbach, Verfasser zahlloser, nicht sonderlich gutgeschriebener fränkisch-schwäbischer Sagen und Geschichten, über deren Wert sich Mörke gelegentlich wenig rühmend ausläßt, mußte sich freilich nach oberflächlichem Einblick in Ostertags Buch, das derlei Sagenstoffe „verarbeitet“ aufweist, zu dem Verfasser hingezogen fühlen. Mörke fürchtete, und wohl nicht mit Unrecht, baldige Unzuträglichkeiten bei der grundverschiedenen Wesenheit der beiden Männer, von denen Schönhuth einen schlichten und lauterer Biedermannscharakter besaß.

Ob es noch während Mörkes kurzen rastlichen Verweilens zu einem Besuche des selbstherrlichen Barden gekommen ist, scheint nach allem wenig wahrscheinlich; ebensowenig nachweislich ist, ob Ostertag damals überhaupt sich dem Dichter persönlich vorgestellt hat — wenn sie nicht der Zufall im Pfarrhause zu Vermuthshausen zusammengeführt haben möchte. Bei seinem „Sehrmannswesen“ ist freilich kaum anzunehmen, daß der Schönggeist die Gelegenheit versäumt hat, seine Reverenz zu machen.

Ausreichend verständlich zeigt die Nachschrift zu dem am 5. September an Hartlaub gesandten Brief, wie sich Mörke inzwischen mit einer maßvollen Antwort nach Niederstetten zurecht fand: „Dem Ostertag hab ich geschrieben; allein, ich

mocht es machen, wie ich wollte, der Brief sieht eben aus, wie ein höflicher Korb. Nun, was kann ich dafür?"

Die Erzeugnisse der amtsrichterlichen Muse nahmen indessen seine Laune immer mehr in Anspruch. Als an seinem Geburtstag, den 8. September, die Hartlaub'sche Familie mit den Kindern sich in Mergentheim eingefunden, mag wohl des breiteren über Ostertag die Rede gewesen sein. Lebensvoll in seiner ganzen hehren Gestalt stand er die nächste Zeit vor Mörike's innerem Blick; und die geistige Anwesenheit des Bel-esprits wandelte sich zu einer reizend erfundenen Fiktion, in der das gezierte, hochtrabende Wesen des Dichterlings unter der Maske des Professors Sichéré, einer Zwillingsgestaltung des aus dem „Maler Kolten“ bekannten Schöngeists Wispel, persifliert wird:

„Nun gleich etwas Neues. Du warst kaum weg, und ich lag auf dem Bette, so klopfte es an und Herr Professor Sichéré tritt herein. Die Freude war natürlich auf beiden Seiten groß. Nachdem er mir mit dem bekannten Blinzeln und jenem Zwinkeln des ganzen Gesichts verschiedene ganz undenkbare „Blänchen zur Suffulzierung seiner Bekuniar-Subsistenz“ mit größter Unklarheit in der beliebten desultorischen Manier entwickelt, wies er mir ein Gedicht (die Nemesis oder der Sträfling) von nicht ganz einem Duzend Versen und wünschte, daß ich ihm einen Verleger hier „ausfündig“ mache. Dies Markelsheim²⁸ — es würde gar zu gut auf dem Titelblatt als Druckort lauten, wenn er nicht etwa doch vorzöge, Marienthal²⁹ zu setzen. Ich bat ihn, dieses vorderhand noch dahingestellt sein zu lassen und wenigstens auch noch ein Stück zwölff oder vierzehn Lyriken zu verfassen, indem ein einziges doch gar zu dürftig wäre. Er wollte dieses nicht sogleich begreifen, jedoch versprach er mir zulieb.

Indessen hat ich ihn, jenen Erstling für Dich, als einen Hauptkenner, ins Reine zu schreiben, was denn auch gleich mit großen Vorbereitungen in Rücksicht auf die Feststellung des Tisches, Anschärfung des Gänserichs, Utramental-Mixtur usw. geschah (wobei er fragte, ob ich es rouge oder noir verlange). Hier ist es denn, das Werk; zu besserem Verständnis lege ich eine Abschrift bei.

Beim Weggehen hat er mich um zwölf Kreuzer; er wolle in des Adlerwirts³⁰ Garten ein „Boëm“ conskribirn, wozu er sich jedoch durch etwas Hopfen-Mälzling aufreizen müsse. Er werde dort die Nacht zubringen. Nicht führe er stets in der Tasche, ingleichen Papier und dergleichen.

Heut früh nun kommt er wieder und bringt richtig ein Gedicht „An Goethe“. Es fängt an:

„Du hast mich keiner Antwort gewürdigt?
Wohl, weil mein Geist sich kühn Dir ebenbürtigt,
Deshalb, du Spröbbling, willst Du mir mißgönnen,
Dich Freund zu nennen?
Hab ich Dir meine Framse³¹ nicht gebaichnet?
Die zärtste Neigung zart dadurch bezeichnet? uff.

Allmählich wird er ganz malitiös und höhnisch, macht Goethes Gesamtwerke herunter, beruft sich auf Bustfuchen³² usw., spricht von Gemeinheit und Frivolität. Da kommen Stellen vor wie folgende:

Ha! liehest Du Dich schmälings von der scharfen
Kritik entlarven³³.

Und:

Enfin, so sind gesamtlich Deine Verse
nur güldne Arse.

Doch ich darf nicht fortfahren. Kurz, unverschämt, was man nur sagen kann. Wir schieden übrigens als gute Freunde.

Heute früh ist er nach Creglingen³⁴, nach welcher Stadt er schon seit frühesten Jugend eine wahre Sehnsucht hatte, des bloßen Namens wegen. In Cleversulzbach hofft er Deine persönliche Bekanntschaft zu machen³⁵."

Durch diese Zusammenhänge lüftet sich vollends der Schleier über die Veranlassung und Entstehung eines köstlichen dichterischen Scherzes Eduard Mörikes: seinem Freunde Ludwig Bauer widmet er zum Geburtstag, den 15. Oktober 1837, ein in verschönerter und grotesk geformter Handschrift gehaltenes Heft mit einer gemalten Bildbeigabe, des Titels:

Sommersprossen von Liebmund Maria Wispel,
Bel-esprit, Lettre de Cachet etc. etc.

Creglingen

Zu haben bei dem Verfasser

1837

enthaltend eine Sammlung von elf in der affektirten Rede-weise des Professors Sichéré verfaßten „Lyriken“³⁶. Die Entstehungszeit dieses köstlichen Spasses ist nunmehr genau festgestellt: der Cyklus reifte zwischen dem 12. September und dem 10. Oktober 1837 unter dem Einfluß der Persönlichkeit des Niederstettener Schöngelists und seiner „Dichtungen“. Um den Hintergrund zu verwischen hat Mörike das dem ersten Stück vorangestellte Datum um einige Zeit zurückverlegt.

Der Sträfling

Elegische Balladiere

Im Kerker zu Stoufftgart gedichtet

d. 3. Ap. 1837

In des Zwingers Mißgerüchen

Fröstelnd sitz ich da,

Weil man mich der königlichen

Zwiebel dräuen sah.

Denn ich wähnt, es wär nicht übel,
Wenn wir unserm Aquavit¹
Statt gemeiner Zöhren-Zwiebel
Zärtern Schmälzling teilten mit.*)

Und ich schlich zum Herrscher-Garten,
Wo der Silberstölzling² schwimmt,
Wo die Afrikanen³ schnarrten,
Und die Tulpe flimmit.

„Ihre Knolle auszuzwarfen
Hilf, o Rüpris⁴, mir!
Niemand wird mir dieß verargen,
Niemand lauschet hier!“

Und schon bohrt' ich auf die Reige
Und schon gab sie nach,
Als aus nahem Luft-Gezweige
Still ein Boßmann brach.

Und ich trat mit meinem Zweite
Flostelehaft hervor,
Doch der goldbordierte Rete⁵
Wismet' mir kein Ohr. —

(Anmerkungen Wispels):

*) Auch mein Kochwerk anzubessern **)
Pröblings wollt ichs tun,
Diesen Wissenszweig zu größern
Kann mein Geist nicht ruh'n.

**) Der Verfasser beabsichtigte die Herausgabe eines Kochbuchs
nach baichenen Ideen, welches sein Bruder drucken wollte.

- 1 Euphemism, pour Wasser = Soupe
- 2 der Schwan
- 3 Eine Art ausländischer Enten; sehr schön, aber von häßlichem
Geschrei
- 4 Göttin der Botanique
- 5 Altdeutsch pour: Portier

Wie notwendig Junge brechen
Aus dem Hühner Ei,
So folgt jeglichem Verbrechen
Stets die Polizei.

In des Zwingers Mißgerüchen
Fröstelnd sitz ich da,
Weil man mich der königlichen
Zwiebel dräuen sah.

Mit diesem heitern Afford klang der Kuraufenthalt in Mergentheim aus; tags darauf fuhr das Geschwisterpaar über Dörzbach, Kloster Schöntal wieder dem stillen Pfarrdorf im Unterlande zu, wo es von der getreuen Mutter mit begreiflicher Sehnsucht erwartet wurde: sie war tief beglückt über den erneuten Bund mit Hartlaub, auf den sie schon früher kraft seiner stillen Schlichtheit von allen Freunden ihres Sohnes am meisten gehalten. „Herr Hartlaub ist ein seltner Freund“, offenbart sie ihre Meinung am 4. September brieflich ihren Kindern nach Mergentheim. Der Empfang war ein besonders freudiger: „Freitag Abend, den 15., um die Achte, hörten wir nach sechs Wochen wieder zum erstenmal die alte, gute Cleversulzbacher Stubenuhr schlagen. Zwar tat sie dieses um kein Haarbreit schneller, als sie es schon seit sechzig Jahren tut; desto lebhafter war der Empfang unserer guten Leute samt und sonders, denen wir ganz unangemeldet kamen,“ wird am 18. September an Hartlaubs berichtet. Und schon spricht auch gleich laut die Sehnsucht nach den Freunden: der Garten, „ist noch voll von Blumen, ein wahrer Spätfrühling. Ich wünschte nur, Ihr wärt schon da. Meine Mutter freut sich unglaublich.“ Doch drei Wochen gingen noch hin, bis sich der Wunsch erfüllte. Inzwischen ward die frohe Stimmung, die Hoffnung auf köstliche Herbsttage eifrig genutzt und in Person Wispels „Boëm auf Boëm konstri-

biert“; als gegen den 10. Oktober die Wermuthshäuser, Eltern und Kinder, zu Gast eintrafen, lagen die „Sommer sproffen“ fertig vor, und es konnte sich erfüllen, was Mörike am 14. September zum Ausdruck gebracht, „in Cleversulzbach hofft er (Professor Sichére-Wispel) Deine persönliche Bekanntschaft zu machen.“

Mörike hatte auch äußerlich das Wispeliaden-Manuskript dem Gedichtbuche Ostertags in etwa angeglichen: das Titelblatt hatte er mit einer bekränzten Lyra ausgeziert, wie sie das Titelblatt der „Dichtungen von Friedrich Ernst“ zeigt. Textlich aber weist nicht minder ein besonderer Zug in den grotesken Poesieen auf Eigenheiten der amtsrichterlichen Muse hin: die affektierte Ausdrucksweise, durchsetzt mit französischen Worten, geißelt des Bel-esprits Dichtungsweise mit ihren Entgleisungen und Trivialitäten, zumal aber seine eingebil dete Vorliebe für welsches Wesen, das Ostertag gern zur Schau trug. Um als etwas Besonderes zu scheinen, zeigte der Französling gar noch den eingebildeten Revolutionär, als welcher er die Helden der Revolutionsepochen Frankreichs in zahlreichen Stücken seines Buches besang: „Am Denkstein Jean Victor Moreaus“, „Des Bürgers Grab“ (Vasayette): „Charlotte Corday d'Armand und Adam Lur“, „Le Boulevard du temple oder der 28. Juli 1835“ usw., ja der Ueberschrift einer balladenhaften Dichtung „der Bischof und die Flamme“ fügte er noch in doppelter Betonung hinzu: „Schauplatz: *Auch* in Frankreich!“

Der Spiegel seiner künstlich gepfropften Denkungsart fand seinen äußeren Widerschein in der Pflege einer Sammlung französischer Kupferstiche und Napoleonbildnisse und darin, daß er sein zeitliches Erdenwallen bei einer französischen Versicherungsgesellschaft versichert hatte. Daß Ostertag, wenn es

seinen Vorteil galt aber auch den „begeisterten Monarchisten“ zu spielen verstand, wird noch offenbar werden. —

Hartlaub verstand naturgemäß den köstlichen Witz der „Sommerprossen“ vollauf zu würdigen. Auch anderen Freunden scheint Mörike Einblick gewährt zu haben, wie man dem spaßhaften Vorwort zu der kleinen Sammlung entnehmen mag, wenn nicht in erster Linie Mutter und Schwester Clara gemeint sind: „Die Stimme zerschiedener Kenner und Mäzenate, welche meiner poetischen Arterie einen wohl nicht ganz fehlgreifenden Beifall zugeflüstert (ich nenne hier statt aller andern bloß Se. Hochwürden Herrn Dom Dechant Hartlaub in B.), ermutigte mich endlich zu dieser literärbezüglichen Entreprise.“

Daß unser Poet indessen auch im Scherze Maß zu halten und den Spaß nicht um seine Wirkung zu bringen wußte, zeigt der folgende zu beherzigende Satz des Vorworts: „Unschwer würde es gewesen sein, die Banzahl (= Anzahl), der hier präsentierten Piecen auf das dreifache zu steigern, doch eben jener Kenner und Patron bemerkte, daß Gedichte, zumal Lyriken von gegenwärtigem Genre, wenn sie en masse antreten, nachgerade äfelhaft zu werden pflegen.“

Aus nicht mehr nachweislichen Ursachen — im Briefwechsel klafft hier durch Verlust von Briefen eine Lücke — hatte Mörike die „Sommerprossen“ auf dem Wege über Hermann Kurz, der bei seinem Freunde, dem Pfarrer und Dichter Rudolf Kausler³⁷ in dem abgesehen auf einem Berge gelegenen Dorfe Buoch bei Waiblingen an seinem Schillerromane schrieb, in Bauers Hand geleitet. Noch bevor dessen Dank an Mörike abgeht, bestätigt er nach Buoch am 29. Oktober 1837 den Empfang: „Die Sommerprossen nebst Zeichnung habe ich richtig erhalten und eine wehmütige Freude darüber empfunden, daß Eduard meines Geburtstages gedacht hat. Nach



Ludwig Bauer
unveröffentlichter Schattenriß
im Besitze der Nachkommen
des Dichters

und nach ging mein Gefühl in volle Heiterkeit über; denn ich überzeugte mich, daß die Feder, die den „Sträfling“ schrieb, wieder von einer gesunden Hand regiert wird; zudem sah ich mit steigendem Ergötzen, daß Herr Professor Wispel noch ganz der Alte ist, der Tropf der Tröpfe, welcher nicht etwa einen ohnmächtigen Versuch wagt, abgeschmact zu scheinen, sondern so ganz von Abgeschmactheit durchdrungen ist, daß man den Kerl frisch machen müßte, wenn er etwas mit Verstand angesäuert werden sollte... Dem Sulzbacher schreib ich heute noch oder morgen.“

Dieser köstlichen Charakteristik des Wispel redivivus folgt tags drauf eine nicht minder köstliche und anschauliche Zeichnung dieser unsterblichen Figur in dem bisher unveröffentlichten Dankbrief an Mörke.³⁸

„Stuttgart, 30. Oktober 1837, vormittags 9 Uhr.

Lieber Eduard!

Mit Überraschung und Freude empfing und las ich das Gewiesmete und respektive Gebaichnete. Ein wehmütiges Gefühl ergriff mich zuerst, als ich den alten literarischen Strohmann, den windflatternden Ausstöpfling, Herrn Wispel den Ersten und Letzten an der Rabatte³⁹ traf. Wie vieles, dachte ich, ist geschehen, wie manche Wolke über den Himmel gezogen, seitdem dir der Klapperdürre nicht mehr so leibhaftig rencontrierte! Und doch hat dein guter Eduard diesmal wie in Jahren zuvor deines Geburtstages gedacht! Und alles, was Herrn Liebmund Maria aus dem Munde kommt, bezeugt dir, daß Eduard gestärkt und erheitert von Wergentheim nach Hause gekommen ist.

Granz⁴⁰ von Künzelsau erzählte mir, welche Herrlichkeit beim Dom-Dechanten anging, als er zufällig Deinen

Namen im Verzeichniß der Badegäste fand und bald darauf Dich selbst; auch vergaß er nicht zu erwähnen, wie liebevoll Du von mir gesprochen habest. Damit Du aber nicht glaubest, ich sei lieblos geworden, so wisse, daß mir die Sommersprossen erst vor ein paar Tagen gekommen sind, maßen ich sonst früher geschrieben haben würde. Herr Kurz ist ohne Zweifel der Mann, welcher das Geheimniß von Orplid ausgekündet hat und dessen Figur uns schon in früher Zeit ein- und das andremal aufgefallen ist. Von seiner hohen Warte in Buoch visitiert er nach Sulzbach und Stuttgart und tritt als befreundeter Mittelmann zwischen uns. Nun, es werden wieder Tage kommen, da wir keines Mittlers bedürfen, sondern uns sehen von Angesicht zu Angesicht und als Vorboten dieser Tage betrachte ich herzlich dankend die Blätter von Wispel. Lebe indessen wohl!

Der Deinige Louis Bauer."

Einige Wochen später, am 18. November 1837, wird auch Hartlaub, der „Dom-Dechant“ von Wispels Gnaden, brieflich von dem Eindruck unterrichtet, den die „Sommersprossen“ auf Bauer gemacht. Auch dieser Brief, der hier nicht fehlen darf, zeigt die „Harmonie der schönen Menschlichkeit“ Bauers, „einer der stillen Größen“, wie ihn treffend Friedrich Theodor Vischer bezeichnet hat.⁴¹

„Lieber, teurer Hartlaub!

Dein Brief hat mir wie kristallhelles Wasser ums Herz gespielt. Nimm meinen innigsten Dank dafür. Ich habe mich wieder ganz in Tage zurückversetzt, die, wie es auch ihrer viele waren, immer zu schnell entflohen sind. Das sonnige Mergentheim! Eure Morgenspaziergänge! Deine Fahrt nach Cleversulzbach, und der lustige Komplimentenmacher, der Euch begleitet zu haben scheint, und daß Ihr

auch meiner dabei so voll Liebe gedacht habt! Die „Sommer-
sprossen von Liebmund Maria Wispel“ haben mich ebenfalls
und auf eine recht komische Weise davon überzeugt, daß ich,
obgleich abwesend, Euren schönen Kreise nicht fremd gewesen
bin. Alle Bekannten Eduards sind auf seine bei Cotta er-
scheinenden Gedichte begierig, von denen ich manche zu dem
Schönsten zähle, was die deutsche Lyrik besitzt. Und Du
darfst mir glauben, daß mir ein echtes Lied nicht weniger
gilt, als eine Arie von Mozart, oder ein Adagio von Haydn,
und daß mich nichts so schnell gefangen nehmen kann, als
solche Ergüsse, die uns jählings umwogen, und aus jedem
Fleck der Erde eine Insel machen, von der man ungerne
wieder scheidet. Daß ich Dir noch nicht geantwortet habe,
und jetzt auch so wenig schreibe? Setze es nicht auf Rech-
nung meiner Freundschaft, sondern meines Berufs: nächsten
Donnerstag muß ich im Gymnasium⁴² anfangen, und jeden
Tag soll eine Partie Manuskript für den Belsler gerüstet
sein: ich bin gegenwärtig mit Einschluß der Lektionen täglich
14 Stunden ohne Aufhören beschäftigt. Es soll auch wieder
anders kommen, und dann hoffe ich, mit meinen teuersten
Freunden (unter denen natürlich Eduard unwandelbar seinen
Platz hat) und mit den Muses mich wieder ins Gleiche zu
setzen. Meine Frau grüßt mit mir die Deinige und Dich.

Ewig Dein L. Bauer.

NB.: Kinder habe ich vier: Alexander von beinahe 10,
Hedwig von beinahe 9, Bernhard (vulgo Knaraffel) von 5
und Ernestine (Hettujehoit) von 3 Jahren.“

Mörke, durch die Kur an Leib und Geist gekräftigt, durch
die Auffrischung der alten Freundschaft im Herzen verjüngt
und beseligt, verlebte in seiner idyllischen Einsamkeit einen
erntereichen Herbst; die nächsten Wochen förderten eine statt-

liche Reihe seiner anmutreichsten Verse noch eben recht für die beabsichtigte Sammlung seiner „Gedichte“ zutage.

Gelegentlich der Sichtung seiner poetischen Schätze wird Hartlaubs auch einmal ein älteres Stück mitgeteilt, so kurz nach deren Heimkehr brieflich am 2. November die bereits im Frühjahr 1829 entstandene „Waldbühne“, die dem „Büchel“ nicht gezeigt werden möge. Ein neuer Beinamen für Ostertag tritt in Erscheinung, der ohne Zweifel seine Quelle hat in den submissen Kraxfüßen des Amtsrichters vor seinem obersten Gerichtsherrn, dem Fürsten von Hohenlohe-Jagstberg, der im Amtsgerichtsbezirke Niederstetten dazumal „die Rechtspflege ausübte“, wie das Magisterbuch XIV, 1. Abt. vom Jahre 1835 S. 213 vermerkt. Nach den Klagen der Hofrätin Grebner, daß Ostertag den Fürsten wider sich aufbringe, möchte wahrscheinlich sein, daß gerade zuvor der Amtsrichter des Fürsten Meinung mündlich zu hören bekommen und seinen Gehorsam durch Bücklinge bezeugt hat. Als Nachschrift ist dem Brief beigefügt: „Vergiß den Ostertag nicht zu grüßen und gib mir auch Nachricht von ihm.“

Leider haben sich nicht alle die unzähligen Antworten Hartlaubs erhalten und manche Stelle in Mörikes Anschriften muß der erschöpfenden Aufklärung ermangeln, so auch die zeitlich nächste Erwähnung des reifigen Ritters in dem unveröffentlichten Brief vom 17. Dezember 1837: „Was Du mir von Ostertag schreibst, war mir sehr merkwürdig. Tu nur Dein Möglichstes, daß er sich körperlich nicht ruiniert! Sein Zustand geht mir ernstlich nahe!“

Vielleicht daß der Adonis, als den ihn Kerner zehn Jahre zuvor in Heilbronn kennen gelernt, trotz Ehe und damals bereits zwiefacher Vaterschaft allzureichlicher Frauengunst genoßen, was nach den Mörike gegenüber getanen Äußerungen

der hofrätlichen Schwiegereltern angenommen werden mag. Außerlich trug er ja das Air des Cavaliers „vom Hütchen bis hinab zum kleinen Sporn“ zur Schau und er wußte den Weltmann hervorzuföhren: in auffälliger Kleidung pflegte er sich hoch zu Roß zu ergehen und mit einem Vermögen, das nicht vorhanden war, über seine wirklichen Verhältnisse hinwegzutäuschen; ein rechtes Bild von seiner pekuniären Lage hat — außer ihm selbst — wohl kaum jemand gehabt. Hielt ihn doch Mörike, seinem Auftreten entsprechend, für einen, der sich alles leisten konnte — bis auf das mit keinem noch so großen Vermögen zu erkaufende Genie des begnadeten Dichters: jenes Epigramm, das am 22. Januar 1838 nach Wermuthshausen mitgeteilt wird, verrät deutlich Mörikes irrige Meinung über den vermeintlichen Krösus:

An

Laß doch dein Dichten! Hast ja Geld;
 Tropf brauch's, die Poesie lebendig zu betreiben!
 Was gilt's, dich freut das Schönste auf der Welt
 Nur halb, vor lauter Angst, du müßtest es beschreiben!

Wie war es aber um die Vermögensverhältnisse dieses Ritters Gernegroß bestellt? Die Neresheimer Akten wissen zuverlässig Auskunft zu geben: „In die Ehe brachte — in der Hauptsache in Fahrnis bestehend — der Ehemann 940 Gulden, die Ehefrau 2360 Gulden (worunter 1000 Gulden Heiratsgut).“

Zu Schnurrbartsbewußtsein und glattgespannter Hosen Sicherheitgefühl, zu Unterhalt von Frau und Kindern, einem gepflegten Roß und sonstigen Neigungen — wie sollte das amtsrichterliche Gehalt in Niederstetten und Langenburg, später das oberamtsrichterliche in Neresheim ausreichen? Sein literarischer Ehrgeiz dürfte auch schwerlich auf Kosten des

verlegerischen Geldbeutels befriedigt worden sein. So mag der Gedanke kaum abweisbar sein, daß Ostertag, wenn auch nicht in dem Maße, wie späterhin zu Neresheim, bereits in Niederstetten ein unehrlicher Verwalter anvertrauten Gutes gewesen sein möchte. —

Daß Mörke trotz seines heimlich-launigen Gespötts über die künstliche und banale Dichterei Ostertags auch bedacht gewesen, dem Drang des Buckels nach literarischem Vorbeer voranzuhelfen, ihm eine Richtschnur zu geben, die seine Gedanken, seine Ausdrucksweise zu veredeln vermöchte, erweist unseres Dichters Gutmütigkeit. Auf einen wesentlichen Erfolg zu hoffen, lag ihm freilich fern. Die Ironie in seinen brieflichen Bemerkungen vom 13. Februar 1838 an Hartlaub — es handelt sich um den Plan zu einer dreibändigen Anthologie aus griechischen und römischen Dichtern, von der zwei Jahre später der erste und einzige Band als „klassische Blumenlese“ erschien — bestätigt Mörkes feines Gefühlsvermögen: „Was sagt Ostertag zum Theokrit? Er wird ihm nicht schmecken. Denn freilich hat er und seinesgleichen auch nicht einen „geistreichen Gedanken“, was heutzutage so heißt, und ohne das man in der Regel dichten soll. Es gibt nichts Charakteristischer als jener Trost des Ostertag, daß er zuweilen doch noch gute Gedanken habe.“

Als ihm bald darauf aus Niederstetten neue Proben der amtssrichterlichen Kunst zugehen, verfaßt Mörke gar einen gutgemeinten, doch ziemlich deutlichen Brief an den Dichterling, den er im Auszug am 5. März 1838 nach Bermuthshausen schickt. Dieser gibt Kunde über die peinliche Lage, in der sich der Harmlose und Zartfühlende gegenüber dem Unverbesserlichen und sonderbaren Heiligen wiederum befindet: er nimmt Ostertags neueste Elaborate zur Hand und erteilt

zarte Hinweise, die diesem dienlicher sein mußten, als eine lobhübende oder schroffablehnende Kritik. Die Sätze sind bei aller Zurückhaltung — wenn auch der Eingeweihte deutlicher zwischen den Zeilen zu lesen weiß — für Mörikes Auffassung vom reinen Künstlertum bedeutsam:

„Im ‚Grenadier‘ und andern kommen mehrere ganz hübsche und feste Bilder vor, aber wenn Du mir so viel erlauben willst — grade diese Seite, ich meine, das Großartige ist es, wo Dein Geschmack recht auf der Hut sein muß und hinterdrein die Schere zuweilen zu empfehlen wäre. Hier ist es so leicht, in das Gesuchte zu fallen, und bekanntlich ist vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt. Ausdrücke wie

— nichts als eine Zähre,
Und die fiel nur in meinen Bart,
Doch war sie von der rechten Art,
Von eines Zwanzigpfunders Schwere . . .

usw. usw. möchten nicht zu rechtfertigen sein. — — Schließlich bitte ich Dich, die Winke Schwabs hinsichtlich der Form zu beachten. Die Form ist doch in ihrer tiefsten Bedeutung ganz unzertrennlich vom Gehalt, ja in ihrem Ursprung fast Eins mit demselben, und durchaus geistiger, höchst zarter Natur. Nach dem Schulgerechten frage ich nicht, wenn nur Schönheit da ist. Ein schöner Gedanke, ein schönes Gefühl kommt, poetisch, nur durch die schöne Form zur Erscheinung, ohne sie hat, künstlerisch genommen, ein schöner Gedanke, eine schöne Phantasie eigentlich keinen Wert. Sie muß daher so vollendet als möglich sein. Sie ist es auch, behaupte ich, welche das Glück des Dichters, ich meine den Beifall entscheidet; mit Recht: denn gute Gedanken, reizende Bilder, Geist usw. können auch andere haben: aber dies alles in harmonischer, unverrückbar geschlossener Form einschmeichelnd

uns wiederzugeben, das ist der Vorzug des Poeten; das bestimmt wesentlich seinen Charakter, seinen Wert für alle Zeiten. — — Schöne Deine Gesundheit! Sie muß Dir werter sein, als die ganze Rezensentenwelt und alles Publikum, von welchem man am Ende doch des Teufels Dank zu haben pflegt.“

Einen gelinden Verdacht von Unaufrichtigkeit glaubt er freilich dem Buckel nicht absprechen zu können, denn er sieht voraus, daß die Mühe, die er sich mit den Ausführungen gegeben, vergeblich gewesen sein möchte. Dem Auszuge für den Freund, den Ostertag ins Vertrauen zu ziehen pflegt, fügt er hinzu:

„Von Ostertag folgt hier ein Brief. Auf den Fall, daß er Dir meine Antwort nicht zeige, hab ich ein Extraktum für Dich zurückbehalten, nur, daß Du siehst, ob ich ihm zu viel oder zu wenig tue. Es freute mich, ihm in der Tat einiges loben zu können. Wenn er bescheidenere Gegenstände wählte, nur lauter εἰδωλλια (Bildchen) im engen Rahmen, und recht wenig, aber sorgfältig arbeiten wollte, so könntest Du ihn aufmuntern. Aber auch so — was hätte er am Ende viel gewonnen? Ja, schick mir die Rezension.“

Daß mit dieser Rezension eine Besprechung der Ostertagischen Dichtungen gemeint ist, dürfte anzunehmen sein.

Und noch weiter hatte unser Dichter, der ungern jemanden kränkte, für den eitlen Aufdringling einen guten Rat, den er in dem gleichen Schreiben seinem Freunde, im Zusammenhang mit der Beilage seiner freien Catull-Uebersetzung „Atme und Septimius“⁴³ kundgibt: „Mir fiel dabei ein: übersetzen sollte der Ostertag ein Jahr lang müssen; da könnt er wohl unter anderm lernen, was es heißt, die Wörter auf die Goldwage legen.“

Raum bedarf es einer Erklärung, wenn Mörike auf einen nicht mehr auffindbaren Brief Hartlaubs am 6. Mai 1838 antwortet: „Wenn Ostertag versichert, ich habe ihm zu seiner Zufriedenheit geschrieben, so weiß ich zuverlässig, daß er im Herzen das Gegenteil denkt. Lausch ihm ein bißchen auf, ob er nicht bitter auf mich ist. Schreib mir nur alles, was Dir gerade in den Weg kommt! Mich interessiert das Geringste von Dir, Du magst von einer singenden Lerche oder von einer Judenkatechisation oder vom Buckel erzählen.“ —

Inzwischen war ein dem „Buckel“ scheinbar ebenbürtiges, ja nach Mörikes Charakteristik diesen an Geist noch übertragendes Poeten-Genie in die Dichtung getreten. Hartlaub hatte von dessen Muse ein paar vorläufige Kostproben dem dafür empfänglichen Freund übermittelt.

„Gar schätzbar sind mir ferner die zwei Gedichte Herrn Schmezers gewesen. So etwas läßt sich doch mit aller Kunst kaum nachmachen. Es geht über den Wispel“, mit diesen Worten dankt Mörike dem Freunde am 13. Februar 1838 für das schmackhafte Gericht. Mehr bedurfte es freilich kaum, um Mörike von der außergewöhnlichen Kost eine ausgiebigere Mahlzeit zu bereiten. Dieser bewies sich aber als wahrer Feinschmecker: nur wenig auf einmal, aber mit vollem Auskosten des Leckerbissens und zugleich auch in Beherzigung seines eigenen Diktums, „daß Gedichte, zumal Lyriken von gegenwärtigem Genre wenn sie en masse antreten, nachgerade äfelhaft zu werden pflegen.“ Darüber findet sich denn in dem für die „Buckel“-Angelegenheit so reichhaltigen Brief vom 5. März 1838 das folgende:

„Herrn Schmezer habe ich gestern ein wenig gekostet (nur die zwei ersten, den Traum von Judia und die Maikäferballade; die andern spar ich mir zum Dessert, alle Tage eins):

ich habe nicht lächeln, nicht lachen müssen, sag ich Dir, sondern gewiehert, gegrillt und schloßhundartig geheult hab ich, sodaß Clärchen nachher fragte, was ich denn vorhin auf meinem Zimmer gehabt habe; sie wäre nächstens aus dem Bett gesprungen. Es ist exorbitanter Abgeschmack."

„Es geht über den Wispel“ und „exorbitanter Abgeschmack“ — sollte Ostertag wirklich in den Schatten zu stellen sein?

Da nur zwei Gedichtüberschriften und der Name des Verfassers aus den Briefen ersichtlich sind, war der Nachweis einstweilen in Frage gestellt und von einem Auffspüren weiterer Fahrten nach dem zweiten Vertreter der Gattung von Bel-esprits abhängig.

Waren die Gedichte „Herrn Schmezers“ überhaupt mit der Druckerschwärze in nähere Berührung gekommen? Konnte die Figur des Herrn Schmezer nicht etwa von Ludwig Bauer in Erkenntlichkeit für die „Sommerproffen“ erfunden und mit gutem Bedacht, um der einstweiligen Vortäuschung willen, Proben seines Talents auf dem Umwege über Hartlaub dem Freunde in Cleversulzbach zugeleitet sein? Diese Fragen ergaben sich nach allem naturgemäß. Aber ein Blick in Kayfers Bücherlexikon der dreißiger Jahre widerlegte jeden Zweifel: die leibhaftige Existenz eines Poeten namens Schmezer war durch eine Titelaufführung nachgewiesen:

„Christian Wolfgang Schmezer, Gedichte, Ansbach, Carl Brügel, 1837.“

Das bayerische Ansbach als Verlagort — nicht eben weiter als eine gute Tagereise von Wermutshausen entfernt — da mußte des Poeten Musensitz — war es nicht Ansbach selbst — nicht weit zu suchen sein. An unterschiedlichen Pfarrhäusern vorüber, die ja meist durch Freundschaft verbunden sind, — zuletzt an dem von Kindingfeld, darin Freund Wolf

amtete, der liebe Studiengenosse, „ein wahrer Friedensmann, dem man in allen Stücken gleichen, in dessen Haut man geradezu mit allen fünf Sinnen stecken möchte“, wie Mörke sich einmal äußert, — führt die breite Straße von Ansbach über Rothenburg gradenwegs Mergentheim zu. Hartlaubs Pfarrdorf bleibt nur um ein geringes abseits liegen. Sollten sich nicht derart seltsame Geistesblüten von Ort zu Ort wie ein Lauffeuer auf solch bequemem Wege verbreiten?

Unvermutet ward das Bemühen um ein Auffinden des Büchleins auf die Probe gestellt: es schien völlig verschollen zu sein. Öffentliche und private Sammlungen in Ansbach vermochten kein Stück aufzuweisen; der noch bestehende Verlag, der die „Gedichte“ ehemals in eigener Druckerei hergestellt, wollte über ein Archivstück ebensowenig verfügen. Und doch sollte die Mühe belohnt, und Mörkes Urteil über den „exorbitanten Abgeschmack“ bestätigt — und zugleich berichtigt werden. Das „Auskunftsbüro der deutschen Bibliotheken“ zu Berlin stellte — im Sommer 1918 — ein Vorhandensein von Schmezers „Gedichten“ in der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg fest. Wie mochte es sich dorthin verloren haben? Die Frage klärte sich bald auf: ein gedruckter Zettel, auf dem Innern der Einbanddecke jenes Exemplars eingeklebt, bezeugt das ehemalige Eigentum: „Aus der Bibliothek des Dr. Wolfgang Menzel zu Stuttgart 1874“. Vermutlich handelt es sich um ein Rezensionstück, das Menzel als Schriftleiter des Literaturblatts, einer Beilage zum Cottaischen „Morgenblatt“, empfangen, aber keiner Besprechung gewürdigt hatte, und das schließlich mit dem Nachlasse des vielangefandenen Literaturhistorikers, der 1874 zu Stuttgart gestorben ist, nach Straßburg gelangte.⁴⁴

Und nun schlagen wir das an Umfang den „Dichtungen

von Friedrich Ernst" erheblich nachstehende, 137 Seiten starke Bändchen mit Spannung auf: gleich als erstes Stück prangt im vorangestellten Inhaltsverzeichnis:

Der Dichter in Indien

Mich trug zum schönen India
Der allerliebste Traum,
Ich lagert' mich im Walde da,
Trank süßen Honigsaum.

Die Blumen blühten feurig da,
Mein Aug ergötzt sich dran.
Ich sprach: O schönes India!
Daß spät wir dich erst sahn!

Die Blumen rochen lieblich da,
Mein Sinn ergötzt sich hoch.
Ich sprach: O duftend India!
So was ich nimmer roch!

Ich sank in volle Trunkenheit
Ob diesem Zauberfest. —
Da ward ein Tiger ausgespeit
Von seinem Räuberneft.

Er kam mit Grimm auf mich heran,
Ich aber lachte drob.
So wild die Augen an mich sahn,
So lacht ich doch darob.

Der Tiger aber sprach zu mir:
Wie, fürchtest du mich nicht? —
Du bist, sprach ich, ein starkes Tier,
Ich gegen dich ein Wicht;

Doch heut bin ich in Trunkenheit,
Ich feire die Natur. —
Der Tiger sucht die Einsamkeit,
Aus der so wild er fuhr.

Wie tragisch, daß sofort der Druckfehlerteufel dem Ver-

fasser den Streich mit dem Honigsaum spielte, der in einem
zweiseitigen Druckfehlerverzeichnis am Schluß des Büchleins
in „Honigschaum“ verbessert wird!

Und auf Seite 88:

Maikäferballade

„Mir wird so weh, mir wird so wohl,
Wenn ich dich, Liebchen, schaue:
Ich spann nach dir die Flügel schon
Beim ersten Morgentaue.

Die Blätter in dem Eichenhain,
Die dich so köstlich laben,
Die müssen wohl mehr Süßigkeit
Als alle andern haben.“

So spricht er traulich hin zu ihr,
Doch gräßlich hat's geendet,
Wie in Balladen, welche man
In Almanachen spendet.

Der Jäger naht mit Zorn und Mut,
Den Eichenbaum er schüttelt,
Und niederfällt das Liebespaar
Aus seinem Traum gerüttelt.

Und kürzer tritt er mit dem Fuß
Ihr schon so kurzes Leben.
Ach! eh' der Liebesmond verging,
Mußt' Hauch und Lieb' entschweben.

Da gruben ihre Brüder dann
Ein Grab für alle Beide,
Die Auglein haben sich verweint
Am meisten dort die Bräute.

Ein Grablied sangen sie dazu,
Es war zum Herzerreißen;
Und wenn der Grabstein fertig ist,
Meld' ich, wie sie geheißten.

An historischen Stoffen fehlt es in dem Buche ebensowenig, als in dem Folianten Ostertags; auch Frankreich lieferte dem Poeten solche. Drastischer aber ist wohl an „exorbitantem Abgeschmack“ in dem Bande kaum etwas zu finden, als die balladenhafte Schauergeschichte auf S. 46, für die wir Mörikes tiefste Teilnahme, auch ohne seine besondere Zusicherung, voraussetzen dürfen:

Philipp V. von Spanien

„Dieses Hemd hinweg von mir!
Ich erkenne! ich erkenne!
Tropfen Gifts sind da und hier,
Daß wie Herkul ich verbrenne!

Weg das Hemd! o Königin!
Reicht ein Hemd, das ihr getragen!
Ach! ich kenn den bösen Sinn!
Ach! wie bin ich zu beklagen!“

Und im sechsten Monde schon
Hat er nicht das Bett verlassen,
Und im sechsten Monde schon
Sich den Bart nicht scheren lassen,

Und im sechsten Monde schon
Seine Nägel nicht beschnitten.
Sings zerfezt nicht selbst davon,
Hätt' das Hemd er angelitten.

„Traget meinen Leib zur Ruh!
Laßt in seine Gruft ihn gehen!
Warum kommt ihr nicht herzu?
Doch den Sarg kann ich nicht sehen.“

Und er wähnt, er sei entseelt,
Sieh! da steigt mit einem Male,
Wie zum Leben frisch gestählt
Er herum in seinem Saale.

Und vergangen ist ein Mond,
Seit er aus dem Bett gestiegen.
Keiner ihn bewegen konnt',
Daß im Bett er mochte liegen.

Und die Kön'gin suchte oft
Seine Seelenangst zu lösen.
Da belohnt er unverhofft
Sie mit seiner Fäuste Stößen.

Den letzten Teil von Schmezers einzigem in Buchform auf die Welt gekommenen Mäusenkinde bildet ein Fragment in Ottaverimen, dessen Ton gelegentlich an Liliencrons „Boggfred“ denken läßt, aber doch in allem von Christian Wolfgang Schmezer stammt: Sanchos Panza, in drei Gesängen.

Kurzweilig geht es her in dem Epos; das Unmöglichste und Ungereimteste, das der Verfasser in diese Dichtung hineingeheimnist, wird Ereignis; das ganze Wissensregister wird gezogen, vom Homerischen Achill durch die griechische Mythologie hindurch bis zu seinem Zeitgenossen, „des' Haupt der Kranz umlaubt, in meinem Nachbarland in Schwabens Gaun“, Ludwig Uhland. Eine Ueberfülle an Phantasie — exorbitanter Abgeschmack oder richtiger: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“! Wie in Grabbes „Komödie“ spielt im Hintergrund des Epos der Verfasser selbst die Hauptrolle, der, wenn er nicht in Person tragiert, seinen Marionetten zu einigem Leben verhilft. Schließlich findet der Verfasser mit guter Absicht den reizendsten Weg, sich aus dem Irrgarten der Gedanken herauszuretten und das fragmentarische Spiel also abzurunden:

Und eilig tret ich in das erste Zimmer.
Da liegt er selbst in tiefem Schlaf gestreckt.
Zehn Stunden steh' ich schon. Ich hätte nimmer
Geglaubt, daß einem so das Schlafen schmeckt.

Ich rüttelte an ihm, doch fiel er immer
In tiefem Schlaf, statt daß ich ihn erweckt.
Nun dehn' ich selbst zum Schlummer mich die Länge,
Verschlief' ich auch die folgenden Gefänge.

Als er über die ihm übermittelten Proben sein drastisches Urteil fällte, hat Mörike Näheres über Schmezers Persönlichkeit zweifellos nicht gewußt; daß er — in der durch die Ostagische Schöngesterei hervorgerufenen Laune — dem Poeten notwendig ein Sehrmanns-Nir hat zuschreiben müssen, läßt der innere Zusammenhang vermuten. Gewiß aber ist, daß Mörike bald anderer Meinung über den Ansbacher Satiriker geworden: ob er das Gedichtbuch Schmezers selbst vor Augen gehabt und aus ihm die Absichtlichkeit des „exorbitanten Abgeschmack“ als freiwillige Komik, als literarischen Spott erkannt als auch aus mancherlei Andeutungen im „Sancho Panza“ und einigen Gedichten ernsten Gehaltes, die der Band aufweist, einigermaßen Aufklärung empfangen über Beruf, Gesinnung und Absichten des Verfassers, oder ob ihm etwa mündlich durch Hartlaub Aufschluß zukam, wird durch keinerlei briefliche Äußerung belegt. Daß er indessen schon bald im Bilde gewesen sein muß, erweist die Tatsache, daß Schmezers Name in den Briefen der Folgezeit keiner Erwähnung mehr geschieht, womit auch als gewiß anzunehmen ist, daß die Dichtungen Schmezers keine nachhaltigere Wirkung auf Mörike ausgeübt haben, es sei denn, daß ihm diese und jene besonders „ausgezeichnete“ Wendung noch auf lange lebendig geblieben sein und er solche zuweilen spaßhafterweise — wie er es liebte — im Munde geführt haben mag.

Wie angedeutet, finden sich in dem unscheinbaren Büchlein — neben manch herzhafter Erquickung im Sinne von Mörikes Urteil — überraschenderweise Gebilde, die durch

ernsten Gehalt und würdevolle Form Teilnahme zu erwecken wissen, und manche Frage über des Poeten Persönlichkeit beantworten. Es mußte sich freilich nach den absurden Proben unwillkürlich das Verlangen regen, sich ein Bildnis von dem „Dichter“ zu gestalten. Was lag näher, als sein Werk selbst zu befragen?

Ein umfangreicheres Stück, „die Künste“, das in seiner letzten Verszeile dem königlichen Dichter, Ludwig I. von Bayern, huldigt, führt auf den rechten Weg; es heißt darin:

Es hat ein tiefer Schmerz mich früh gedrückt,
Ich fand mich einsam in der großen Menge,
Ich eilt' hinweg vom engenden Gedränge,
Oft war ich in der Einsamkeit entzückt.
Es glüht' ein ew'ges Sehnen mir im Busen,
Das mir zu deuten lange nicht geglückt. —
Da stand vor mir einst eine der neuen Musen.

Mein Geist ward klarer, und der Schmerz entwich
Allmählich von mir. In den Menschen schaute
Ich bald ein Bild deß', der die Welt erbaute,
Und in den Andern schaut ich immer mich;
Zum Urquell fand im Wissen ich die Bahnen,
Was aber selbst dem hohen Himmel gleich,
Gab mir die Kunst, das Wissen ließ nur ahnen.

O Bandel, der mit mir aus einer Stadt
In einem Jahr, so dünkt's mir, ist entsprossen,
Dem frühe schon die Kunst sich aufgeschlossen,
Sei mir begrüßet in der neuen Stadt,
Die uns die Kunst von Pol zu Pol gegründet,
Die selber Tote zu Bewohnern hat,
Wo keine Flamm' als die des Geistes zündet!

Und noch ein anderes, kleines Gedicht gibt einigen Anhalt:

Ernst Bandel

Die Musen haben angelacht
Den Knaben in der Wiege schon.
Bald hat manch Bild er nachgemacht
Mit stillem Fleiß aus weichem Ton.

Und an dem Fenster stellt er auf,
Was er geformt mit kluger Hand.
Oft schaut' ich sehnsuchtsvoll hinauf,
Und fühlte mich dann festgebannt.

Da ist der Trieb in mir entbrannt
Zu schaffen, was dem Seinen glich;
Doch hab ich es ihm nie bekannt,
Daß er zur Kunst begeistert mich.

Zwar fand ich, daß zur Bildnerei
Talent mir die Natur versagt;
Doch blieb mein Herz vom Meide frei;
Denn dieses blieb mir unverzagt.

Und später ging ich eine Bahn,
Die an den Pfad des Freundes grenzt,
Zum hohen Musenthron hinan. —
Hier steht des Freundes Bild bekränzt.

Aus diesen autobiographischen Hinweisen konnte Ort und Jahr von Schmezers Geburt festgestellt werden und die Matrifel von St. Johannis in Ansbach bestätigte des genaueren die Andeutungen des Dichters: Christian Wolfgang Schmezer wurde am 29. November 1800 als ältestes von vier Kindern in der zweiten Ehe des Ansbacher Bürgers, Schuhmachermeisters und Wirts Johann Wendel Schmezer mit Elisabeth Pichel, Tagelöhnerstochter aus dem nahen Windsbach geboren. Aus geringen Verhältnissen heraus erwuchs das Kind, dem die Eltern, den hellen Sinn des Knaben beachtend, über Vermögen hinaus, Erziehung zuteil werden ließen — soweit solche in den unruhigen Zeiten der Franzosenherrschaft in Ansbach ermöglicht werden konnte.

Aus der Lebensbeschreibung des Bildhauers Ernst v. Bandel, Schöpfers des Hermannsdenkmals, der ein halbes Jahr älter, am 17. Mai 1800 in Ansbach geboren, geht hervor, daß

Schmezer dessen Schulfreund gewesen ist.⁴⁵ Weitere Quellen besagen denn auch, daß er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hat, dem auch Wandel seit seinem neunten Jahre als Schüler angehörte. Zu diesem, der frühzeitig seine Geschicklichkeit im Modellieren aus Lehm tätigte und ein lebhaftes kerniges Temperament sein eigen nannte, blickte der aufgeweckte Knabe aus dem Volke bewundernd empor; zwischen beiden blühte eine selbst durch die frühe Trennung nicht beeinträchtigte Freundschaft auf: der dreizehnjährige Wandel ging, auf seine bestimmte Erklärung, kein Gelehrter sondern Forstmann werden zu wollen, auf das Realinstitut in Nürnberg über und zog nach dessen Aufhebung, verlockt durch die ihm von einem Schulfreunde überkommene Schilderung dort gesehener Kunstherrlichkeiten, siebzehnjährig zu Fuß nach München. Ob dieser Schulfreund Schmezer gewesen, und sich der Sinn jener Verse in dem Gedicht „die Künste“:

Sei mir begrüßet in der neuen Stadt,
 Die uns die Kunst von Pol zu Pol gegründet,
 Die selber Tote zu Bewohnern hat,
 Wo keine Flamm' als die des Geistes zündet —

darauf bezieht, oder auf ein späteres Zusammentreffen in Nürnberg, läßt sich nicht entscheiden. Wandel ging von München auf Geheiß des Königs nach einigen Jahren zwecks Wiederherstellung des „schönen Brunnens“ und anderer Kunstdenkmäler nach Nürnberg, und Schmezer wurde am 5. November 1821 an der Universität Erlangen als Student der Philologie immatrikuliert.⁴⁶ Ob dieser — durch Zufälle besonderer Art, wie Kränklichkeit — erst spät die Schule verließ — auch sein Studium bis zur Promovierung in Erlangen währte reichlich lange (14. April 1830) — und von der nahen Universitätsstadt aus in Nürnberg den Kameraden wiederfand, die Frage muß offen bleiben.

Seinen Beruf gibt Schmezer selbst im Schluß des „Sancho Panza“ kund; er bezeichnet sich als „Zweig vom Philologenbaum.“

Aus alledem hat aber des Poeten Gesicht wider Erwarten ein anderes Aussehen gewonnen. Mußte schon befremden, daß ein Mann mit ersichtlich reichem Wissen, das gute Vorbildung bedingt, im reifen Alter von 37 Jahren sich mit dichterischen Erzeugnissen von solch „exorbitantem Abgeschmack“ kritiklos an die Deffentlichkeit getraut haben sollte, mußte bei genauerem Einblick in das Buch mehr und mehr verwundern, daß sich neben solchem „Abgeschmack“ Stücke finden, die in ihrer poetischen Gewandung zwar der letzten Feinheit entbehren, aber aus Gehalt und gutgeschauten Bildern ihres Verfassers dichterische Veranlagung verraten.

Erst aus einem der letzten Gedichte, die dem „Fragment“ voranstehen, offenbart Schmezer mit eigenem Wort das ursprünglichste Element in seinem Wesen; es ist an E d u a r d F e u e r b a c h, den frühverstorbenen Rechtsgelehrten, ebenfalls einen Sohn der Stadt Ansbach,⁴⁷ gerichtet; darin heißt es:

Und dir behagte, schien's, mein leichter Scherz,
Der harmlos immer dich so gern genecket,
Der weggespielet dir so manchen Schmerz,
Den dir der Menschen schlimmes Spiel gewecket.

Irregeleitet durch Mörikes Urteil, irregeleitet auch durch Schmezer selbst, der dem wahllos aneinandergereihten Inhalt seines Buches zu richtigem Verständnis ein Wort der Erklärung hätte anfügen müssen, erkennt man unvermutet des Poeten Absicht und seinen bewußten Willen, der aus seinem ureigensten Wesen, aus der angeborenen Neigung zum Humor genährt ist, erkennt den Zweck der „Maikäferballade“, wenn er seiner Spottlust unvermittelt die Zügel schießen läßt und

sie parodistisch über die leichte Almanachslirik jener Zeit ausschüttet:

Wie in Balladen, welche man
In Almanachen spendet,
oder in dem „Dichter in Indien“ eine Satire auf die Vor-
liebe zeitgenössischer Literaten für erotische Stoffe — erschienen
doch gerade damals Freiligraths erste Proben hier und dort
in Zeitschriften, „viel einfältiges, mattes Zeug aus früheren
Jahren“, wie er selbst einem Freunde am 9. Juni 1838
brieflich eingestanden hat.⁴⁸

Daß er mit „Philipp V. von Spanien“ die Balladensucht,
die eben üppige Früchte trug, geißeln will, bedarf kaum mehr
des Hinweises.

Hollends erschließt der „Sancho Panza“ Schmezers ge-
heimste Seelenregungen, so wenn er beispielsweise die Herrn
Rezensenten abfertigt:

Ich werde noch euch spotterfüllten Swiften
Das Hohngelächter in Erstaunen wenden.
Ihr selber müßt mir noch ein Denkmal stiften
Und meinen Namen tragen in die Ferne
Hin zu den Sternen und zu Lorenz Sterne.

Die Anführung Lorenz Sternes-Moritz, des großen eng-
lischen Humoristen, zeigt deutlich genug, wohin Schmezer
zielt. Es würde zu weit führen, die Objekte des Spottes in
der Sancho Panza-Dichtung — die in erster Linie als eine
Satire auf die übereifrige Uebersetzertätigkeit der damaligen
Literaturepoche gemünzt sein dürfte — hier zu erschöpfen.
Da die verschollene Dichtung zu einer besonderen Betrachtung
weitesten Spielraum bietet, sei sie im Anhang wortgetreu
und vollständig mitgeteilt.

Als Schmezer seine Gedichte drucken ließ, waltete er bereits
seit sieben Jahren des Amtes als Studienlehrer und Subrektor

der Lateinschule in Feuchtwangen, einer kleinen, zum Ansbacher Amt gehörigen romantischen Stadt nahe der württembergischen Grenze.

Die Vermutung liegt nicht weit, daß er auf Zuspruch von Freunden, wie auch vielleicht auf Vorstellungen seiner vorgesetzten Behörde hin, die unerquickliche Folgen voraussehen mochten, das Erzeugniß seiner Muse sehr bald der Oeffentlichkeit wieder entzogen hat; dafür spricht die Unauffindbarkeit des Buches. Es scheint aber, so schmerzlich wohl für Schmezer diese Erfahrung gewesen sein mag, daß sein verunglücktes Debut schnell in Vergessenheit geriet und ihm von keiner Seite der Weg verlegt ward. Elf Jahre später bekleidete Schmezer eine Lehrstelle in Bayreuth für die Zeit von eineinhalb Jahren. Im Herbst 1849 ging er als Gymnasialprofessor nach Hof über, mußte indessen wegen geschwächter Gesundheit bereits zu Ostern 1853 um Urlaub ersuchen; zwei Jahre später wurde er in den Ruhestand versetzt.

In seinen Mußestunden gab sich der Junggeselle im stillen gern seiner Muse hin, ohne noch einmal an die breitere Oeffentlichkeit zu treten; auch als Uebersetzer betätigte er sich, wie das Progammm des Gymnasiums zu Hof für 1850 darthut: es wurden darin auf sechzehn Seiten mitgeteilt „die drei letzten Elegien des IV. Buchs des Propertius, übersetzt und mit Anmerkungen versehen.“

Noch im Jahr 1875 widmete er dem Freund und Altersgenossen Wandel, wie dessen Biograph berichtet, ein Gedicht der Rückerinnerung, in dem es heißt:

Schon als Lateiner in der Schule flogst du
Zur Schule jenes Phidias im Geist.
Wie denk ich doch so gern an die Gebilde,
Die als Versuche du aus Ton geformt,
Zum Trocknen auf die Simse dann gestellt.

Im Patriarchenalter von fast 83 Jahren starb, wie ihn der Ansbacher Stadtchronist Julius Meyer nennt, der „liebenswürdige, heitere Greis“ an Entkräftung am 21. August 1883 in seiner Heimatstadt.⁴⁹

Wenn auch nicht als ein Rezensent im Sinne der Sancho Panza-Satire hat Mörike dem Vergessenen unbewußt zu einer fröhlichen Auferstehung verholfen, den Grund gelegt zu einem bescheidenen Denkmal, das freilich Schmezers Namen nicht neben Lawrence Sterne stellen, geschweige denn zu den Sternen emportragen, doch fortan an die kleine heitere Rolle erinnern wird, die der verkannte, humorvolle Ansbacher Poet ahnungslos in eines Größeren ernsterer Zeit gespielt hat.

* * *

In höchster Sehrheit troziglich tragiert noch auf Jahre hinaus der Buckel seine Heldenrolle fort, mehr und mehr zum Ueberdruß seines Publikums, dessen Kritik sich immer eindeutiger gestaltet. An einen Aufschwung des angequälten Talentchens, das sich durch oberflächliche Beschäftigung mit Byron, Körner und andern Größen der letzten Vergangenheit zu rückgratlosem und sinnlosestem Produzieren getrieben sah, und seine Produkte zum Zeichen seiner Belesenheit mit absurdurden Zeitsprüchen zierte (so prangt über dem Gedicht „Auf der Insel Reichenau“ ein Motto Karl Mayers „der Mensch ist leider nicht der Weiche“!⁵⁰), an einen Aufschwung glaubte Mörike nachgerade nicht mehr. Ueber Wert oder Unwert des Spirituellen wie Psychischen in dem geblähten und immer anmaßender sich gehabenden Hohlkopf waren sich die Freunde einig. „Soeben“, meldet Mörike am 10. Juni 1838 an Hartlaub, „schickt man mir den „Savonarola“ von einer andern

Seite, also zum zweiten Male. Nein, Lieber, über dieses Werk, wie über den Buckel und seine Philosophie denken wir nicht ein Haar verschieden." Ein wenig hart freilich, einen echten Poeten wie Lenau — selbst wenn es sich um eine künstlerisch geringere Leistung handelt — mit einem Ostertag in gleichem Atem zu nennen!

Dieser ließ es sich nicht nehmen, mit eigenem Behagen seine neuesten Geisteserzeugnisse auch als Rhapsode vorzutragen — ohne Rücksicht gar Unpassendes bei unpassender Gelegenheit.

Ein handschriftlich erhaltenes Tagebuch Hartlaubs „Zur Erinnerung an die Tage vom 10.—28. Oktober 1838“, anlässlich der Taufe seiner Tochter Klara, überliefert dessen einen drastischen Beleg und zeigt zugleich, wie Ostertag sich auch anders in dem schlichten Kreis spreizte und Figur machte. Morike und seine Geschwister Louis und Clara, letztere als Taufpatin sind zu der Familienfeier erschienen. Die bezüglichen Stellen seien herausgehoben:

„Donnerstag den 11., nachmittags: Spaziergang nach Kinderfeld. Ostertag zu Pferde begegnet Eduard und Wilhelm.

Freitag den 12., nachmittags: Fahrt nach Niederstetten zu Ostertag, mancherlei unangenehm Gespräch — der Ruß.“

Da seit Anfang März seiner von keiner Seite Erwähnung geschieht, scheint der Dichterling jene wohlgemeinte Mahnung übel aufgenommen und sich nun herbeigelassen zu haben, seine Bitterkeit zu begraben und die Versöhnung mit Morike durch einen Ruß zu besiegeln. Seines äußeren Ansehens wegen scheute er sich wohl mit dem neuerdings — nunmehr waren ja auch Morikes Gedichte erschienen — nach Gebühr gewürdigten Poeten in Unfrieden zu leben.

„Sonntag, den 14. Oktober: Taufstag — Clärchen, in

schwarzem Kleid und einer frischen Rose im Haar hebt mit Robert Kretschmer⁵¹ unser liebes Kind aus der Taufe und gibt ihm seinen Namen. Nachher in der grauen Stube Zusammensein mit den Gästen. Herr und Frau Doktor, Ostertag und Pfarrer Krauß. Ostertag bleibt länger und liest „das Leichenhaus“⁵² vor und geht sehr befriedigt. („Anmutig=erhaben“ — er vindiziert sich letzteres als Dichter.)

Freitag, den 19., nachmittags: Besuch von Ostertag, er bringet den Freiligrath⁵³ mit . . .

Montag, den 22., nachmittags: Clara, Eduard und Louis und Wilhelm gehen nach Niederstetten; man will bloß ins Doktors Haus. Ostertag empfängt uns an einem Brunnen vor dem Haus. Scene mit Ostertag schließt: „wünsche viel Vergnügen!“

Dienstag, den 23., abends, kommt ein Abschiedsbrief von Ostertag an.

Mittwoch, den 24., abends, spaßhaftes Vorlesen der Gedichte Ostertags.

Freitag, den 26., Louis geht nach Niederstetten zu Ostertag und nimmt Briefe von Eduard und Wilhelm an ihn mit.“

Ostertag durfte bei dieser Feierlichkeit freilich nicht fehlen, seine Anwesenheit würzte den Ernst mit seinem fragwürdigen Humor; aber nicht er allein brillierte in erhabener Anmut, mit ihm waren aus seiner amtsrichterlichen Residenz erschienen, die dem traulichen Bilde durch eine andere Art von Sehrheit Kolorit verliehen — Herr und Frau Doktor. Ueber dieses seltenen Paares Nimbus ist uns ein köstliches Zeugnis überkommen. Bei einem späteren Gastbesuch in Bermuthshausen, anfangs 1842, hat Morike diese „Sehrleute“ in einem Hartlaub gewidmeten, zunächst nur diesem und seiner Um-

gebung verständlichen Scherzgedicht in der ernstesten Form einer horazianischen Ode verewigt⁵⁴:

Du klagst, o Lieber, daß Dich die züchtigste
Der Fraun verschmäht, die fromme Theresia,
Geduld! noch leben wir im Jenner,
Aber nicht stets wird der Weißflog stöbern.

Im Winkel, wo sich einsam des Daches Trauf
In morscher Rinne sichernd vereinigt,
Starrt mannsdick zuckerandelartig
Schimmernd ein sechsfach verwachsener Eiszapf.

Doch bald wehn laue Lüfte den Frühling her,
Am Duttenberge sonnet die Viper sich,
Es blüht die Aristolochia
Festlich dem Tage, der dich geboren.

Wenn dann von jenem eisigen Ungetüm
Auch nur die kleinste Spur noch zu sehen ist,
Will ich neun Heglsperger Kröpfe
Tragen und gehn auf des Grünspechts Füßen.

Fünfundzwanzig Jahre später, da ihm der Entwurf dieses Scherzes wieder einmal in die Hand fiel, hat der Dichter die Ode zu einem objektiven Kunstgebilde umgestaltet und unter dem Titel „An einen Liebenden“ in die vierte Auflage der „Gebichte“ aufgenommen.

Zur ersten Fassung, die lebensgeschichtlich bedeutungsvoller ist, gibt Hartlaub, nach Mörikes Tode, in einem Briefe vom 14. Juni 1876 an den gemeinsamen und auf ein Verständnis für Mörikes Wesen wie nur noch Hartlaub und Ludwig Bauer eingestellten Freund Bernhard Gugler⁵⁵ die Erklärung:

„Im Februar besuchte uns der Freund mit Clärchen von Cleversulzbach aus. Sein Weg führte ihn über Schöntal und Dörzbach längs des Jagittals. In der Nähe des letztern Orts begrenzen dieses steile, nicht hohe Felsen und von diesen

hingen die großen Eiszapfen herab, welche im Gedicht erwähnt werden und der Duellgrund waren. Mörke war auf dieser Reise (wie gewöhnlich auf allen seinen kleinen und größeren Touren) sehr munter. Noch unterwegs schrieb er die zweite Strophe auf ein Blatt; in Vermutshausen fügte er dann die übrigen hinzu. Er richtete es an mich und es ist voll scherzhafter Anspielungen auf seinen Vermutshäuser Aufenthalt . . . Wenn Mörke bei uns war, sonnte sich nur allzuoft eine benachbarte Arztsfamilie an seinem Umgang und uns nicht zur Freude. Er, ein höchst prosaischer Mann, erschien gewöhnlich in einem auffallenden, weißen, hohen, flockigten Zylinder. Daher ihm Mörke den Namen „Weisflog“ gab (nach dem bekannten leichten Schriftsteller)⁵⁶; im Gedicht bekommt nun der Winter diesen Titel. Seine Gattin war eine geistreiche Fromme, und uns besonders unangenehm. Mörke verwandelte nun in den zwei ersten Zeilen scherzhaft die Abneigung in eine Zuneigung. Ihr, der Frau, weil wir ihr nicht trauten, hatte Mörke den Namen „Biper“ gegeben. In der dritten Zeile ist Aristolochia lang zu lesen, chia, denn so sprach es zu Mörkes Ergößen der Arzt aus. Die „Hägelsperger Kröpfe“ wurden oft von ihm sprichwörtlich gebraucht. Hägelsperger hieß ein katholischer Geistlicher. — „Gehen auf des Grünspechts Füßen“ ist eine Mörkesche Erfindung. Er zeichnete zum Gedicht eine hübsche Bigarette, einen Mann mit 8 Kröpfen und Vogelfüßen“ . . .⁵⁷

* * *

Während der nächsten Monate hat sich Ostertag rar gehalten; kaum findet sich seiner in dem Briefwechsel Erwähnung getan. Er befand sich durch der Muse Ruß in gefeg-

neten Umständen und saß — freilich keine siebenzehn Jahre,
wie Firdusi

An dem Webstuhl des Gedankens
Tag und Nacht und webte emsig
Seines Liedes Riesenteppich —
Riesenteppich, wo der Dichter
Wunderbar hineingewebt
Seiner Heimat Fabelchronik.

Allzu geheim wird Ostertag seine Werkfähigkeit kaum be-
trieben haben; die erhebenden Gefühle, die ihn beseelten,
kundzutun war ihm Bedürfnis, und der Nachbar im nächsten
Dorfe lieb ihm aus guten Gründen ein williges Ohr. Wenn
Mörke seinem Briefe an Hartlaub vom 15. Februar 1839
hinzufügt: „Grüße alles, auch den Ostertag in seinem Glanze,“
so ist ersichtlich, daß man auch in Cleversulzbach auf dem
Laufenden war. Immerhin scheint mit dem Voranschreiten
des Werkes der Amtsrichter bei Hartlaub mit Besuchen zu-
rückhaltender gewesen zu sein, denn von Februar bis gegen
Ende August erfolgt über ihn keine Mitteilung hin und her,
sodasß sich Mörke schließlich zu einer Anfrage in Wermuts-
hausen getrieben sieht: „Was weißt Du Neues vom Sporo-
quatienten?“ Damit hat der erfinderische Geist Mörkes
dem Buckel einen neuen Spottnamen verliehen, der „Sporen-
klirrer“, bezugnehmend auf das Tragen der Sporen.

Die Antwort wird mündlich in weitläufiger Form erteilt
worden sein, da Hartlaub bald zu Gast bei dem Freunde
weilte. Zwölf Tage nach seiner Heimkehr, am 30. September,
hat dieser wiederum Anlaß, einiges Neue zu berichten: „Gestern
erhielt ich mitfolgenden Brief von Freund Getsch,⁵⁸ darin Dir
manches auffallen wird, wie zum Beispiel das Buckeln . . .
betreffende“. Und noch etwas: „Ei, heute früh war Monsieur
Weiszflog bei uns . . . und erzählte, daß er auch Justini

(Kerners) Bekanntschaft gemacht habe; allem nach sei derselbe außerordentlich für Bucheln eingenommen und halte sehr viel auf ihn." Wieder vergehen lange Wochen, bis am 6. Dezember Mörike sich bei seinem Freunde, dem nächsten Mitwiffer von Ostertags literarischen Herzensangelegenheiten, nach einer besonderen Sache, von der er schon Andeutungen vernommen haben muß, erkundigt: „Was macht Ostertag-Neureuther?“⁵⁹ Welche Bewandtnis es mit der Erwähnung von Gutsch und Neureuther hat, ergibt sich bald und unmittelbar. Hartlaub verkündet am 17. Dezember 1839 den Zeitpunkt der bevorstehenden Geburt eines zweiten Ostertagschen Musenkindes. Noch ehe dieser aber eintritt, begibt sich ein einschneidendes Ereignis:

„Bucheln (den ich seit ein paar Monaten nicht mehr heimsuchte, weil er mich auch nicht) traf ich am 3. Oktober. Mit dem letzten Dezember dieses Jahres hört seine amtliche Stellung in Niederstetten auf; wohin er komme, in welches neue Amt, mit welchem Titel und Rang, machte ihm bisher viel Sorge. Er hoffte aufs rühmlichste in Tübingen, Ulm oder Eßlingen angestellt zu werden, wie er mir zu hören gab; nun soll er, wie er neulich sagte, als zweiter Richter nach Langenburg kommen, „unter Belassung des alten Titels und Rangs“, was mir scharf insinuiert wurde. Bis künftigen Ostern wird sein Büchlein erscheinen, „gib acht, es wird Dir gefallen.“ Gewiß! mehr als ihm lieb sein dürfte!“

Diesmal ist es mehr als nur eine einzelne Schauerballade, wie Hartlaub eine solche anfangs März mitteilen konnte, daß Mörike ihm antwortet:

„Das brüderlich mitgeteilte Argumentum des Gedichts vom Ritter und Chausseesteinklopfer (wie heißt man denn die poetische Spezies dieser Zwischbärme der lyrischen und erzählenden

Gattung?) ist abermals eine echte Lordspantastie eines teutschen Studenten, Referendärs oder Stallmeisters. Diese Leute glauben, unser Herrgott selber könnte nicht umhin, sie zu bewundern, wenn sie ihm ihre herben Weltreflexionen in Versen, so vom Gaul herunter in den Bart würfen. Und doch ist ihnen wieselwohl in ihrer Haut! und doch ist ihnen ihre Schnauzhaarwiche und das Almosen eines Rezensenten teurer als Warschau, Missolonghi und Byron obendrein!“

Ob jenes Argumentum von dem Bel-esprit in Niederstetten verfaßt war, ist zweifelhaft; Mörikes Aeußerung spielt jedenfalls auf ihn an: Ostertag hatte in einem langatmigen Elaborat von fünf Seiten Umfang in seinen „Dichtungen“, überschrieben „Bei den Gräbern von Missolonghi“, Byron verherrlicht und in mehreren Stücken, die die Polenfrage „dichterisch“ verwertet zeigen, auf Warschau Bezug genommen. Im Kernerhause, einer Zufluchtsstätte manches damals nach Schwaben gekommenen Polenflüchtlings, war Ostertag Gelegenheit geworden, sich mit diesem politischen Ereignisse innerlich näher zu befreunden.

In den letzten Tagen des Jahres und seines Verweilens in Niederstetten wird sich der scheidende Schönggeist im Hartlaubschen Familientreise noch einmal in seiner ganzen Seherheit gezeigt haben. Hartlaub charakterisiert den Abgang des seltsamen Heiligen brieflich am 2. Januar 1840 kurz, und man fühlt aus den wenigen Worten deutlich, wie erlöst sich der Schreiber gefühlt haben mag, des nachgerade unerträglichen Gastes ledig zu sein.

„Am 7. zieht der Sporoquant ab. Sein hoffärtig Wesen seit neuerer Zeit macht mir den Abschied leicht. Bei starker Periheautologie kommt sich der Hörer endlich überflüssig vor.“

Als Antwort auf diese Mitteilung Hartlaubs diktiert der

unpäßliche Freund seiner Schwester Klara einen mit vielen Späßen ausgezierten Brief, dem er noch anfügen läßt, was offenbar auf Ostertags Art und Tätigkeit im Musentempel anspielen soll:

„Noch hat Eduard ein anderes Büchlein kürzlich geschenkt erhalten, woraus ich eine vortreffliche Stelle abschreiben soll, damit Hartlaub den Verfasser womöglich errate:

„Aber ich lieb' es nicht, mit fremden Brillen zu sehen,
Und durch Reisebücher und Anschau fernge sandter
Warenballen mit Not die Phantasie zu befruchten;
Denn das Erhabene wohnt nicht im Raum, und eine behende
Einbildung, die über den Raum geographisch umherstreicht,
Ist noch nicht Poesie. Was hilft es euch denn, bei Apollo!
Wenn ihr spazieren geht in Arabien, Indien, China,
Madagascar und Fez und Maroff, und eine gereimte
Länder- und Völkerkunde dem staunenden Publikum aufstischt,
Redet, was habt ihr davon? und mehr noch, was nützt es dem Volke?
Denn es mangelt uns nicht an trefflichen Geographien,
Auch besitzen wir ein Reimlexikon von Peregrinus
Syntax^{oo} welches dem Laien gar sehr zu Neujahr und Geburtstag,
Wenn er Gelegenheitsgedichte mit possigen Reimen,
Weit gehalten, verfertigen will, empfohlen mag werden. —
Wie dem Propheten der Herr nicht im Sturm erschien und Tumulte,
Sondern im sanften Säuseln, das leise die Blätter bewegte,
So auch die Poesie: wenn sie nicht mit euch abends zu Bett geht,
Morgens mit euch aufsteht, im Zimmerlein sitzt, mit der Sonne
Durch die Fenster euch scheint und das kleinste Geräte vergoldet,
Siehe, dann habt ihr sie nicht, und vergebens sucht ihr die Welt aus.
Denn der Himmel ist überall gleich und das Wundergeheimnis
Wohnt in Arabien nicht, und nicht bei den Löwen der Wüste.“

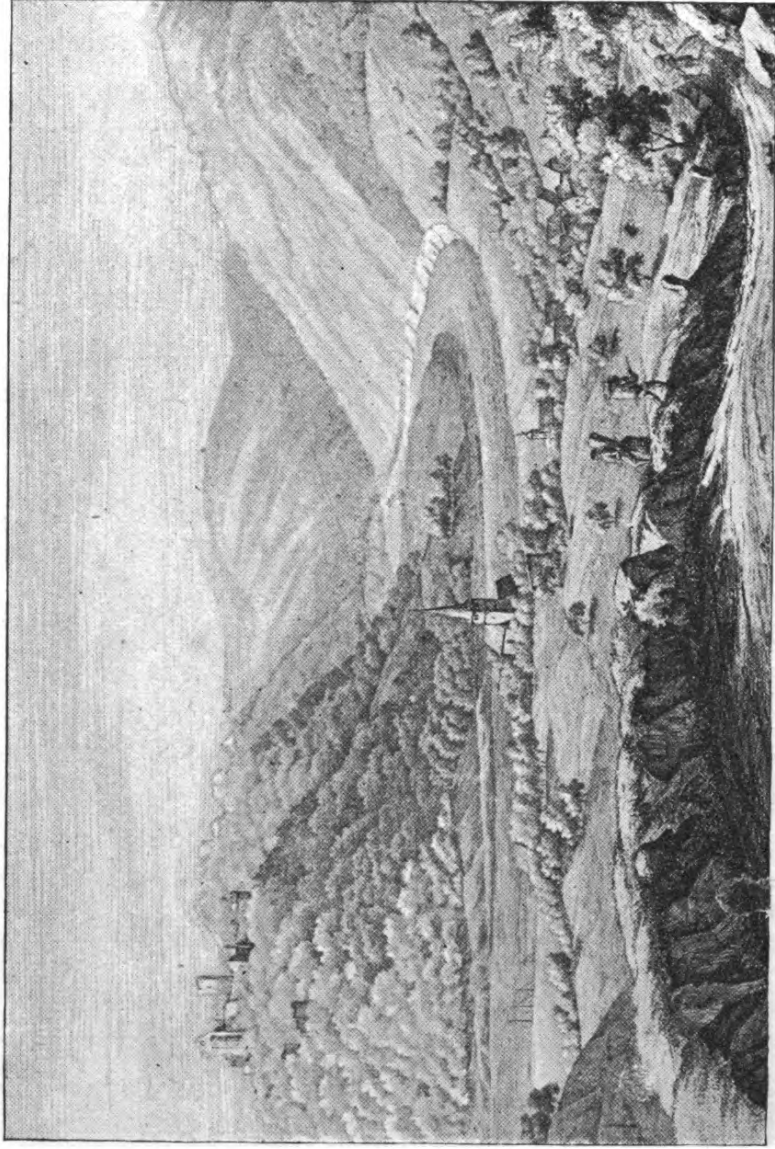
Diese mit fühlbarer Absicht in nicht immer feingeläuteten Rhythmus gegossenen Gedanken finden sich in dem Epilog zu „die Reise ans Meer“, einem komischen Epos von Hermann Kurz, in dem kleinen Bande „Dichtungen“ (Pforzheim, 1839)

Die Sage
vom
Minneberg des Neckarthals
Ein Romanzenkranz
von
Friedrich Ernst.



L. Duggenberger sculp.

A. Graubach sculp.



Nedargerach und die Minneburg

nach einer Habierung von

Lambert von Babo (1790—1862)

mit seinem bunten Gemisch aller möglichen Gattungen von Poesie zuerst veröffentlicht. Wenn auch die von Mörike herausgehobenen Verse nicht ohne weiteres von Kurz auf Ostertag gemünzt sein möchten — die Schlußzeilen spielen auch auf Freiligraths exotische Balladensucht an — bedarf es doch keines weiteren Hinweises, daß Kurz von Ostertags poetischem Drange ausreichend unterrichtet war — worauf auch schon zuvor mitgeteilte Briefe hindeuten.

Das große Werk des Friedrich Ernst war inzwischen vollendet und erschien in Stuttgart im Verlage von Ebner und Seubert unter dem Titel „Die Sage vom Minneberg des Neckartals — ein Romanzenkranz von Friedrich Ernst“ mit [4] Umrissen [von Th. Guggenberger, gestochen von A. Gnauth — zuerst war Neureuther zur Illustration ausersehen], nebst einer Musikbeilage von L. Hetsch — „Minnas Liebewohl“ — auf welche sich die Briefstelle vom letzten September 1839 bezieht — und ist mit langen Zueignungsgebichten „An Alexander, Graf von Württemberg“ und „An M. v. B.“ versehen.

Das Werk an sich umfaßt auf 190 Seiten 48 „Romanzen“, dem ein 6 Seiten langes Prosa-Nachwort folgt, in dem der Dichter zum Ueberfluß noch eine Geschichte der Sage vom Minneberg bei Neckargerach aufstellt, nicht ohne eine Selbstbespiegelung einzuflechten:

„Für diese zweite Weibertreue, die eines einfachen Schmuckes, einer Pflege so würdig wäre, scheint sich kein Justinus Kerner finden zu wollen, und die Sage hat meines Wissens noch kein Dichter gewürdigt. Wird es mir gelingen, sie der Vergessenheit zu entreißen? Wenn auch nicht; ich bin ein Freund der Sagen und deren sind doch viele; drückt mir nur einer die Hand dafür, so wird mich der Versuch nicht gereuen.“

Ich änderte nichts; womit ich ausschmückte, läßt sich leicht finden.“

Man darf wohl vermuten, daß Ostertag einige Zeit nach Mörikes erstem Aufenthalt in Mergentheim mit dem Polyhistor Schönhuth in Verkehr gekommen und daß ihn dieser zur Verarbeitung der Sage angeregt haben möchte.

Die Erwartung der Freunde ist in diesem neuen Opus nicht auf ihre Rechnung gekommen; die selbstherrlich-kritische Äußerung des Verfassers, die Hartlaub dem Freunde in Cleversulzbach übermittelt hatte, „gib acht, es wird Dir gefallen!“ hielt nicht im geringsten, was sie versprach. Die fade, unendlich eintönige Mache in ihrer ganzen Platttheit ist sogar reichlich arm an — unfreiwilligem Humor. Was Mörike darüber geäußert oder besser — verschwiegen hat, ist bezeichnend: „Denk nur, dem Buckel hab ich mich bis diese Stunde nicht entschließen können, mein saures Kompliment zu machen. Was ich dann aufsetzte, war ganz im Ton verfehlt, der freilich schwer in diesem Falle zu treffen war“, verlautet es endlich am 19. Oktober 1840.

Um den „Romanzen“-Stil des Werks zu kennzeichnen, möge eine Anschauung des Dichters über die Wiederkehr des Frühlings, unter dem Titel „Aus der Heimat“, in einigen Strophen von besonderer Güte herausgehoben sein:

Wieder klapperts von den Binnen
Und durch Auen, Wald und Himmel
Ziehen wieder Frühlings-Scharen
In dem fröhlichsten Getümmel.

Alles keimt und schwillt und sproffet,
Alles will sich regen, schwingen,
Leben will aus jeder Scholle —
Jeder Kehle Jubel dringen.



Darf natürlich als nicht übertrag geseigt werden

Unveröffentlichte Zeichnung von Eduard Mörike

Ihren Kindern winkt die Erde
An die Brust, so voll von Liebe,
Aller Blumen Knospen brechen,
Dehnend sich in vollem Triebe.

In dem Garten, wach geworden
Von dem Jubel, hebt die Rose
Froh ihr Haupt, gleich einem Säugling,
Der erwacht im Mutterschoße . . .

Von dem Himmel singen Lerchen,
Von der Liebe Nachtigallen,
Und die klugen Schwalben zwitschern,
Daß ihr Häuschen eingefallen.

Auf den Trümmern hüpfst der Sperling,
Schreit von seinem alten Rechte,
Gimmerlinge, still geschäftig,
Lachen zu dem Wortgefachte.

Auf des Hags geduld'gen Zweigen
Spreizet sich ein Distelfinte,
Prahlerisch dem Spechte rufend,
Daß er sehe, wie er blinkt.

Und auf Rehen, leicht und zierlich,
Drehet sich des Bachs Rofette,
Wohlgefällig sich beschauend
In des Wasserspiegels Glätte.

Langsam dehnt die Reihermutter,
Raubbegierig, ihre Flügel,
Leckerbissen für die Kleinen
Trägt sie über Strom und Hügel.

Hoch auf schlanker Silberpappel
Im Gepappel übt die Zunge
Laut die Amsel; Rab und Krähe
Spotten ihrer schwachen Zunge . . .

Ob Mörke sein „saures Kompliment“ im Laufe der nächsten Monate doch noch an den Mann gebracht, ist nicht nach-

zuweisen; daß indessen noch weiterhin eine sparsame briefliche Verbindung mit Ostertag besteht, ergibt dessen nächste Erwähnung — fast ein volles Jahr später — am 8. September 1841 nach Vermutshausen:

„Büchel schwigt schon Todesängste in seinem Winkel. Gestern hat er endlich den so lang ‚in Aussicht gestellten‘ Hexameter zu dem, seinen Minneberg betreffenden Pentameter glücklich ausgebrütet:

„Confectum est novum pane carmen Minnemontanum,
Stuttgartius iam innuit bibliopola mihi.“

Mit dem ersten Wort scheint er auf das süß-conditorartige der Ausstattung des Büchleins zu zielen. Ja, der ganze Inhalt ist ihm Confect.“ —

Interessanteres weiß Mörike in dieser Zeit über die äußere Persönlichkeit Ostertags aus dem Munde eines Dritten weiterzuberichten (27. Oktober 1841):

„Den Tag zuvor (21. Oktober) kam ein Gefährt vor's Haus mit einem jungen Mann aus dem Elsaß,⁶¹ der einen sehr empfehlenden Brief von J. Kerner brachte. Er war Kaufmann und will jetzt die Rechte in Straßburg studieren, ist leidenschaftlicher Freund von deutscher Poesie und besucht alles, was Verse macht in Württemberg. Er traf den Büchel zufällig in Weinsberg, lobte dessen Wisage und ritterliches Aussehen, führte jedoch die Hypothese einer Schwester Kerners an, er ahme seinen Blick dem Porträt Lenaus nach, das an der Wand dort hängt. Vom „Minneberg“, in den er drüben auch hineingesehen, sagte er: Die Sachen schienen ihm etwas gearbeitet zu sein, über welchen Euphemismus ich sehr lachen mußte, auch selber zu glossieren nicht umhin konnte.“ —

Inzwischen hatte sich das ganze Schwabenland gerüstet, König Wilhelms Regierungsjubiläum festlich zu begehen. Die

Poeten griffen in die Saiten, auch Dstertag, der Französling und Revolutionär, tummelte sich — in plözlichem Gefinnungswechsel — auf dem Pegasuß. Diese Schwentung trug ihn von Mörife eine Ranagerhöhung ein, da er Hartlaub am 3. Dezember 1841 seine Eindrüde und Gedanken über eine der amtsrichterlichen Huldigungen widergibt:

„Vorhin las ich den Königsbuckel wieder, der vierzehn Tage lang verloren war, und heute aus dem Staube unter der Uhr hervorgezogen wurde. Im einzelnen find ich besonders die Phrase charakteristisch:

„Aus seinen Händen
(nämlich des Friedens, vor dessen Palmen der König Wache stehen muß)

fielen Bande
Dir Fürst und deinem Volke zu;
Nicht Zwingherrnketten, nein, der Treue,
Der Liebe Bande“ — — —

Die letzten Zeilen desselben Verses:

„Daß wie vom Schilde nicht dein Leue,
Dein Volk auch nimmer von dir läßt“,
zählt er gewiß zu dem Prachtmächtigsten im ganzen Stück.
Bei dem:

„Es klingen neu die alten Lieder“
dachte ich, ja ohne weiters ist's der alte Gänsebreck. Ueberdies macht er ja dem König in aller Treuherzigkeit verschiedene Sottisen, welche jedoch der neue Duzbruder sehr ruhig, ungelesen, eingesteckt haben wird. Wir haben doch richtig prophezeit, daß diese Muse mit ihrem frechgeschminkten Gesicht, die abgelebte Gott — die freilich niemals jung gewesen ist — sogleich auch dieser Gelegenheit nachlaufen werde.“

Dies hier unter die Lupe genommene „Festgedicht“ fand sich unzweifelhaft unter den Beilagen zu Hartlaubs Brief-

sendung, deren Empfang Mörke bereits am 24. November bestätigt hatte: „Ich wollte Dir zu dankbarer Erwiderung so vielfacher und höchst plästerlicher Mitteilungen, besonders jenes excellenten Buckels und der Journalauszüge, die wir gestern erhielten, heute durchaus das Sehrstück fertig machen, welches soeben abgeschlossen wurde.“ Dieses Huldigungsgedicht im Zusammenhang mit den vierjährigen Erkenntnissen löste Mörkes Schlußurteil über den Schönggeist Ostertag aus und formte sich zu der Moral in der Epistel an Longus. Ob ihm auch Kenntniß geworden von einem „Schwabenlied“ des Friedrich Ernst, neben acht Gedichten von Albert Knapp und einem von Gustav Schwab in einem Heft „Zum Andenken an das Regierungsjubelfest des Königs Wilhelm von Württemberg am 28. September und 31. Oktober 1841 — ein Cyklus von Liedern“⁶² enthalten, ist ungewiß. An einzelnen Stellen dieses ausgedehnten Sangs würde er ohne Zweifel besondere Freude empfunden haben, so wenn der Dichter sich vernehmen läßt:

Dienen dir auch keine Meere,
 Birgst du auch nicht Edelstein,
 Bliczen Millionen Speere
 Nicht, der Marken Wall zu sein;
 Magst du auch kein Gold uns reichen,
 Blenden nicht mit Silberstrahl: —
 Hilft uns doch zu Schwabenstreichen
 Deiner Adern blanker Stahl

Sei begrüßt, geliebtes Schwaben:
 Sei gepriesen, schönes Land!
 Als die reichste deiner Gaben
 Hat des „Bürgers Schoß“ genannt
 Seine liebste Ruhestätte
 Vater Eberhard im Bart. —
 Als ein Kleinod ward sein Bette
 Seinem Enkel aufbewahrt . . .

Und die letzte Strophe:

Schönster Garten deutscher Auen,
Württemberg, mein Heimatland,
Laß bei dir mich Hütten bauen,
Reich mir auch die Mutterhand!
Pocht der Tod einst an den Thoren,
Fällt vom Baume ab das Laub:
Nimm zurück, was du geboren —
Nimm zurück auch meinen Staub!

Diesen Herzenswunsch hat der edle Barde freilich selbst zu Schanden gemacht — er endete in Schuld und Fehle, wer weiß wo? in der „grausten Weite“ in dem „wahren Lande des Untergangs“. —

Mehr als der Romanzenkranz von Minneberg und alle Festgedichte Ostertags bereitete indessen den nachhaltigsten Genuß der Gedichtfoliant mit seinem grünen Umschlag, dem, wie Mörke am 8. Januar 1841 berichtet, eine besondere Ehre zuteil ward:

„Heute sind ein Stücker fünfzehn Bücher zum Buchbinder nach Neuenstadt gewandert, um sie broschieren zu lassen, sämtlich hellblau, mit Ausnahme des Sporoquanten, welcher der grüne Esel bleiben muß. Es geschieht ihm diese Ehre, weil er doch immer eine schätzbare Nachlektüre für uns bleibt. Und wenn wir hart am Rheinfluss übernachten, oder mitten in Nürnberg die Stiefel ausgezogen haben, das grüne Tier muß her und muß tanzen. Ponto mag stark sein oder nicht.“ Damit wird zugleich eines der Lieblingsstücke kenntlich gemacht, das denn auch den vollen Glanz von Ostertags Muse aufzeigt:

Der Menschenkauf in Richmond
(Tatsache)

Herr Gordon ist gestorben,
Ein Pflanzer überreich;
Die frohen Erben bieten
Feil, was zum Erb' beschieden,
Hof, Tier und Mensch zugleich.

Sie bieten feine Linnen,
Wie Schnee so weiß und rein,
Sie bieten reiche Herden
Von Schafen, Stieren, Pferden,
Sie bieten goldnen Wein.

Die Dollars rollen, klingen,
Was treiben sie noch her?
Was folget Stier und Schafen?
Noch eine Herd' von — Sklaven;
„Herbei, wer bietet? Wer?“

„Schaut an, ein rechter Bissen,
Kauft Billy, jung und stark;
Der kann noch Lasten tragen
Die schwersten; zugeschlagen!
Der hat noch frisches Mark.“

„Wer kauft den Pflüge-Lentler?
Es diene Ponto treu,
Noch jung ist er an Jahren,
Im Pflügen wohl erfahren.
Schlagt zu! Herbei, herbei!

„Luftig, ihr Bürger, kauft!“
„Ponto sein stark nicht mehr,
Ponto viel stark gekommen,
Bei Massa abgenommen,
Kann tragen nimmer schwer.“ —

„Schweig Hund von einem Sklaven!
Es fehlt dir nicht an Kraft.“
Die Käufer ihn betrachten,
Er ist zu schlecht zum Schlachten,
Wird wieder fortgeschafft. —

„Drei Kinder, Vater, Mutter,
Wer kauft? wer schlägt darauf?
Herrn Gordons letzte Zeilen
Verbieten sie zu teilen,
Wer schließet diesen Kauf?“

Was wird herbei getrieben?
Ein Mädchen schlant und schön,
Mit Augen gleich Gazellen,
Darinnen Tränen-Wellen;
„Heran, laß dich besch'n!“

„Wie schwellend diese Lippen!
Wie voll die junge Brust!
Wie frisch der Wange Blüten!
Da muß man rüstig bieten;
Wer hat zur Dirne Lust?

Beschaut den schönen Nacken,
Der Zähne Elfenbein;
Da läßt sich noch gewinnen,
Wer führet sie von hinnen?
Betrachtet, kaufet ein.“

Die Mutter steht zur Seite,
Umshlingt das teure Kind;
„O Betty! bleibe — bleibe!
Uns beide, Weißer, treibe!
Mich nicht laß weinen blind!

O Massa! mir nicht rauben,
Mir lassen einzig Kind!
O biete feil uns beide,
Erbarmen! weiße Leute!
Erbarmen! wer gewinnt!““

Von Tausend steigt zu Tausend
Der schmucken Dirne Preis;
Doch nicht für Mutter-Liebe,
Für Augen kummertrübe,
Für Seufzer laut und leis! —

Das Mädchen zitternd ringet
Die Hände; „Slave schweig!“
Umsonst! Die Weißen bieten!
Fort! Mutter! fort! geschieden!
Man will den grünen Zweig,

Den dürrn Stamm sucht keiner;
Schon schlägt der Händler ein.
Eil' Mutter, willst du küssen,
Schon ist das Band zerrissen,
Bald stehest du allein!

Es greift nach seiner Ware,
Der Menschen-Käufer kalt,
Da stürzt das Kind zusammen,
Wild Mutter-Augen flammen,
Ihr Weheruf erschallt!

Still' — Mutter! stille, stille!
Horch! Wie es knallt und pfeift!
Wie sie dein Kind erwecken,
Den Nacken — Peitschen lecken!
Sieh', wie fein Honig läuft!

Schweig' Mutter! schweige! schweige!
Horch! wie der Weiße flucht!
Was frommen Sklaven Tränen?
Was soll dein Flehen — Stöhnen?
Dein Aug' vergebens sucht!

Saug' ein die süßen Tropfen,
Eh' sie die Erde trinkt;
Dein Kind ist fortgetrieben!
Laß doch die Weißen lieben!
Schweig', bis es droben winkt!

Ein Hauptspäß mit dem „Grünen Esel“ begab sich im Vorfrühling 1842. Reizend, in behaglicher Breite wird Hartlaubs, deren achtjähriges Töchterlein Agnes grade im Pfarrhaus zu Cleverfulzbach zu Besuch weilt, brieflich der Anlaß zu der köstlichen Begebenheit erzählt:

„Es kam ein Marionettenspieler, ein älterer, reinlich gekleideter Mann, mit der Bitte, einige Vorstellungen hier geben zu dürfen. Ich erkundigte mich geziemendermaßen wegen

des Moralischen und fragte, ob sie auch einen Hanswurst dabei hätten. „Um Vergebung, Euer Hochwürden, es ist ein Trauerspiel, Genovefa, Falzgräfin von Brabant. (Beim Ausrufen mit der Trommel auf der Straße lautete letzteres Wort vollkommen: „Brräwnt“, wobei die letzte Silbe auf eine unbeschreibliche Weise abschnappte.) Wir lassen auf unserm Theater nichts Unschickliches zu, wie man oft von Zigeunern und solcherlei Leuten zu hören bekommt. Auch haben wir sehr anständige Figuren, 1¹/₄ Schuh hoch, hübsch angezogen, fast wie dies Jüngferchen hier.“ (Er deutete auf Agnes.) „Wo spielen Sie?“ — „Im Löwen. Heut ist der erste Teil, morgen der zweite; heut geht es bis in den Wald.“ — Ich versprach aus meinem Hause womöglich auch einige Zuschauer.

Nachdem der Mann fort war, gab ich der Agnes, die bis jetzt von diesen Künsten noch nichts wußte, einen vorläufigen Begriff. Ich stellte mich hinter die Türe der spanischen Wand und ließ oberhalb zwei lange Rührlöffel aus der Küche mit einander agieren, wobei ich den bekannten steif pathetischen Ton nachmachte. Sie war sogleich im höchsten Grade dafür interessiert und es wurde ausgemacht: Clärchen sollte sie hinführen. Sie konnte es kaum fassen, als sie hörte, daß es schon heute Abend losgehen würde und zählte die fünf Stunden an den Fingern ab, bis es 7 Uhr wäre. Die Sache dauerte bis 10 Uhr. Ich hatte mich früher zu Bett gelegt und las, bis sie zurückkamen. Da ging Dir aber, während beide in ihre Mäntel und Kapuzen eingemummelt vor meinem Bette standen, ein Preisens und Erzählens an — von Colos Grausamkeit, von der „liebsten“ Genovefa, vom vergifteten Koch, welcher nachher als Geist erscheint, von dem lustigen Diener, vornehmlich aber von dem Glanz und Pracht der Kleidungen — „Rein“, sagte Agnes mit der Miene der höchsten Befrie-

bigung, „mit Worten ist es nicht zu beschreiben, wie herrlich das war!“ Clärchen berichtete mir einiges Ergötzliche von der mitspielenden Ehehälfte des Theaterinhabers, einer dicken Truttschel, mit welcher sie sich hinter den Vorhängen unterhielt. Den andern Abend zog man wieder hin, den Schluß des Stücks zu sehen, der das vorhergegangene noch übertreffen haben soll.

Am Sonntag Nachmittag sofort kam Madam Schlehweiß, elegant gepuht, zu mir: die Wirtskleute drängen sie so sehr um eine Vorstellung auf diesen Abend, weil sie natürlich dabei ihre Rechnung doppelt fänden. Ich hatte kaum gesagt, daß dies nicht angehe, als sie mich gleich mit Worten des lebhaftesten Dankes überschüttete, indem sie tat, wie wenn ich sie der größten Last enthoben hätte. Sie brauche mir als Redner ja wohl nicht erst zu versichern, wie angreifend ein solcher, zwei Tage nach einander fortgesetzter Vortrag sei usw. Hierauf trank sie Kaffee mit uns und gab einen Abriß ihres Lebens von Kindesbeinen an und ließ uns im Gespräch ihre Belesenheit, ihre Herablassung zum ungebildeten Publikum, ihre bescheidene Absicht, etwas zur Veredlung des menschlichen Geschlechts beizutragen, sehr schön bemerken. Sie ersuchte mich endlich um ein wenig Lektür für die müßigen Stunden. Ich gab ihr zwei defekte Bände von Lessings Schauspielen, Leben und Ende des berühmten Schwarzkünstlers D. Joh. Faust und noch ein Buch, das ich ihr ganz besonders empfehlen könne. Erwartungsvoll den Titel aufgeschlagen, las sie: Dichtungen von Friedrich Ernst. Sie fing alsbald zu rezitieren an, und zwar zuerst die rührende Ballade von dem mißhandelten Hund. Hierauf — (natürlich ganz vom eigenen glücklichen Instinkt geleitet und durchaus mit dem Ausdruck vollkommener Anerkennung des poetischen Wertes) unser Leib-

stück: Besperzene (Und der Kuckuck ziehet nur usw.). Ich hielt mich während dem mit dem Gesicht abgewendet und Clärchen lief gar aus der Stube. Du hättest gesagt, das sei grandios.“

Die beiden angeführten Gedichte des „Grünen Esels“ mögen den Brief Morikes illustrieren:

Tier und Mensch
(Auf der Seine zu Paris)

Verrecken mußt du, ich habe dich satt;
Was leckst du mir wieder die Hand?
Wie mich deine Zunge begeistert hat;
Auf Bestie! fort an den Strand!

Schon zweimal verkauft, — verfluchter Hund!
Was suchte mich wieder dein Blick?
Ich jage dich fort nach des Stromes Grund,
Dann kehrt du nicht wieder zurück.

Und wedelnd folget das Tier zum Rahn,
Und hüpfst an dem Horn'gen hinauf,
Es leckt und schauet ihn freundlich an,
Das Boot beginnet den Lauf.

Schnell mißt die Tiefe des Mörders Blick:
„Nun Bestie! brich den Afford!“
Wild schlägt er das Ruder ihr ins Gemick,
Und schleudert sie über den Bord.

Es sinkt und taucht wieder auf das Tier,
Und heult und schwimmt um das Boot.
Noch willst du nicht sinken? Ich helfe dir,
Streck näher die schaffende Pfot!

Und als er wieder das Ruder schwingt,
Da reißt es ihn selber hinab.
Auf den Wellen der Herr mit dem Tode ringt,
Es gähnet das eigene Grab.

Da raffet das Tier die letzte Kraft
Zusammen und packet das Kleid,
Nach dem Strande hat es den Mörder geschafft,
Vom Wellen-Lode befreit.

Vom schweren Schlag, der den Retter traf,
Heilt nicht des Geretteten Neu';
Es streckt sich der Hund zum ewigen Schlaf!
Ist's wohl mit dem Lohne vorbei? —

Und das „Leibstück“ :

Vesper-scene

Dämmerung naht, in heil'ger Stille
Ruhet um mich die Natur,
Ihre Kinder rasten, schlafen,
Und der Guguck ziehet nur
Mit den Fröschlein in der Lache
Einsam auf die Abend-Wache.

Sorglos hüpfet das Reh zur Quelle,
Von dem Jäger heiß gehezt,
An den vollen Tisch des Feldes
Hat sich schon der Hirsch gesetzt,
Raum ein Blatt des Büschleins flüstert,
Daß es zwischen Aehren knistert.

Unter einer dürren Eiche
Steht ein welker, dürre Greis,
Um des Kinns gespitzte Ecke
Wallt der Bart in eis'gem Weiß;
Raum wie eines Käfers Brummen
Hört man seine Lippen summen.

Ruhig blickt und hell sein Auge
In das ferne Abendrot,
Längst um seine Stirne dämmert's,
Doch im schwarzen Auge loht
Noch ein Strahl, gleich einem Blitze
Durch Gewitter-Wolken-Ritze.

Immer noch hör ich ihn summen;
Ernst, in feierlichem Schritt
Zieht er von dem Baume weiter,
Und ich schleiche lauschend mit,
Hör ihn seine Brust zerschlagen,
Lauter fremde Worte sagen.

Plötzlich schallt Fuchhe zum Ohre,
Wagen-Rasseln, Koffe-Trab
Lenkt mein Aug zur nahen Straße
Von des Alten Haupt und Stab.
Fuchhe brüllt's und Fuchhe wieder
Und dazwischen gellen Lieder.

Und der Greiß vom fahlen Haupte,
Von dem Arme Riemen streift,
Als die Räder näher rollen
Und der Peitsche Riemen schweift:
„Fuchhe, Jälof, Fuchhe, Jude,
Bet einmal nach unsrer Knute!“

„Waih geschrieen!“ brüllt die Bande
Auf dem Wagen, lacht und scherzt,
Stille zieht der Alte weiter,
Wenns auch in dem Nacken schmerzt,
Nur im Auge läßt er lesen,
Daß es Christen-Gruß gewesen.

Im Gebete war gestanden
Ernst der Greiß am greisen Baum,
Christen weckten so den Juden
Aus der Andacht heil'gem Traum!
In des Abendhimmels Röte
Stand für den geschrieben: Bete!

Weiches fernes Vesper-Glücklein,
Raum vernehm ich deinen Schall,
Überschrien ward deine Stimme
Und verhöhnt durch Peitschentknall;
Zu des Juden leisem Stöhnen
Schickten Wolken — ihre Tränen!

Eine letzte Probe darf in diesem Florilegium umso weniger
fehlen, als sie Mörise gar den Zeichenstift in die Hand gedrückt:

Fort!

Qualm der Kammer, dich vertauschen
Möcht ich mit der Lüfte Rauschen,
Tauschen dein papiernes Feld
Mit dem Segel, mit dem Zelt.

Stets gebannt auf eine Scholle
Ausgemessen nach dem Zolle,
Und doch in der weiten Brust
Wander-Sehnen, Wander-Luft!

Schon der Knabe zog mit Lerchen,
Mit den Wolken, mit den Störchen.
Ach! du Storch auf nahem Turm
Wectest oft den Wander-Sturm!

Da sprach Einer: Musen lieben
Muß er, Büchern zugetrieben
Ward ich, daß ich achtsam horch'
Und ich wollte doch zum Storch. —

Von den Flügeln ward gesprochen,
Einem Gänzlein ausgebrochen,
Zu erschreiben mir ein Joch
Und ich schreibe immer noch!

Als der Schwung der Gänse-Feder
Mich erhob zum Pflastertreter,
Etwas Brot erschrieben war,
War gelähmt mein Flügelpaar.

Heute hört ich Störche schnattern,
Sah die Jungen schüchtern flattern,
Seht! da ward der Mann vom Fach
Plötzlich wieder wanderwach.

Wanderherz, was soll dich laben,
Wirfst du aus dem Schutt' gegraben?
Wärmen dich ital'sche Glut?
Suche, prüfe, wähle gut.

Siehst du dort nicht Menschen wallen,
Romas Trümmern gleich — zerfallen?
Durch die Fluren reizereich
Wandeln Römer zitternd, bleich?

Romas Abgrund wieder gähnet,
Doch sein Volk am Rande lehnet,
Seit Jahrhundert stumm und träg,
Und kein Römer wird zum Steg! —

Durch die Auen, frühlingstrunken,
Schleppt, in Winterschlaf versunken,
Sich der Bürger, wachend tritt
Nur entgegen der — Bandit.

Volk! das einst die Welt erbeutet,
Nun auf seinem Forum schreitet
An der Mönche härnem Strick,
Raum noch fühlst du dein Geschick!

Ach mit deinen Reizen lösen
Mönche, — brechen deine Rosen!
Wehe dir, verlass'nem Land!
Woge, reiche mir die Hand.

Gott der Winde, schwell die Segel!
Und ihr hundert Wander-Vögel
Auf dem Mast flugesmüd',
Lernet meiner Sehnsucht Lied.

Heimat! ach! in deinen Armen
Hofft' ich lange zu erwärmen,
Deines Blicks so krank, so matt,
Deiner Schwüre ward ich satt!

Zimmer bist du wortgeschäftig,
Nimmer aber herzenkräftig,
Nimm, wenn eine Träne rollt,
Deinen letzten Minne-Gold.

Dort, wenn je einmal hienieden,
Sucht ich meines Lebens Frieden,
Wo der Mensch zum erstenmal
Seiner Brust den Frieden stahl.

Libanon, nach deinen Klüften,
Syrien, nach deinen Triften
Möcht ich lenken Herz und Stab,
Dort mir suchen Herd und Grab!

Karmels Cedern, hehr und mächtig,
Säulen Balbets, stolz und prächtig,
Drusen-Rosse, vogelleicht,
Hätt ich euch die Hand gereicht!

Rönnt von eures Alters Stufen,
Cedern, ich dem Himmel rufen!
Rosse, wär't ihr, pfeilgeschwind,
Wiege, Wolke mir und Wind!

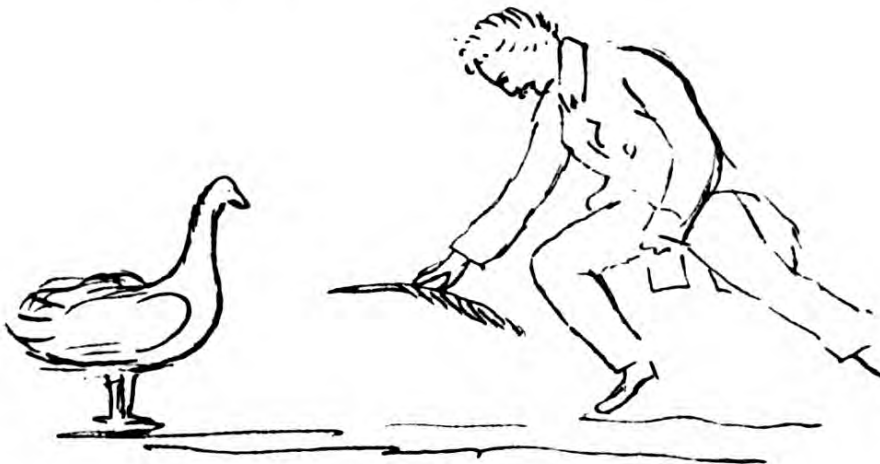
Dürfte ich durch Balbets Hallen
Andachttrunken, staunend wallen,
Ruh'n an der Säulen Schaft
Von der langen Stubenhast!

Dürst ich, was ich habe, bieten,
Dir, o Land der Maroniten!
Deines Edens stiller Flur,
Stilles Böldchen der Natur!

Was der Himmel mir geliehet,
Soll zur neuen Heimat ziehen;
Eine Harfe, Weib und Kind
Alle meine Schätze find.

Werden mich des Meeres Wellen
 Jemals tragen, werden schwellen
 Sich die Segel mir zum Dach?
 Alter Träumer, tu gemach!

Laß dem Storche seine Flügel,
 Deiner Kammer ihren Riegel,
 Laß den Wolken ihren Lauf,
 Heb' des Gänseleins Feder auf!



Heb' dich Gänseleins Feder auf!

Daß Ostertag, der im Jahre 1842 als Oberamtsrichter von Langenburg nach Neresheim versetzt worden — sollte er seine Beförderung nicht doch der dichterischen Teilnahme am Regierungsjubiläum verdanken? — seinen Ehrgeiz noch höher hinauf richtete, davon weiß uns Mörike im folgenden Jahre zu erzählen, am 6. Februar 1843 an Hartlaub: „Die Nachricht von des grünen Esels Gelüsten nach dem Ständehaus hat uns sehr belektiert. Wie schade, daß wir seine kosmopolitischen Eisenbahn-Ideen jetzt nicht in dem „Merkur“ zu lesen bekommen. Sauerl!“

Und zugleich kann er einen kurzen, drastischen Bericht von dem Auftauchen eines neuen Bel-esprits hinzufügen:

„Vor einigen Wochen schickte mir ein junger Dichter aus Stuttgart, Gerlach, seine Arbeiten im Manuskript. Daraus habe ich folgende Zeilen behalten:

Ach, in schwache Lieder singen
Darf ich nur, was in mir kocht;
Wohl, so mögen sie erklingen,
Wie des Blitzes Hammer pocht!

Ist das nicht auf und nieder eine Buckelsche Anschauung? Auch sonst noch kommen solcher Ähnlichkeiten viele vor und doch ist er im ganzen mehr als der Grüne. Seinem Paket war zwar ein sonderbar gewähltes, doch ganz willkommenes Geschenk beigelegt: ein feines englisches Rasiermesser.“

* * *

Die Pfarrtätigkeit des Dichters in Cleverfulzbach neigte sich ihrem Ende zu. Die Folgeerscheinungen schwerer körperlicher Heimsuchungen, des Scharlachs im Jünglingsalter, der Schlaganfälle und Lähmungen in den Jahren bester Manneskraft hatten trotz kräftigender Kuren Mörikes Willen zu einer geregelten beruflichen Pflichterfüllung mehr und mehr gelähmt. Ein letzter Versuch, in dem beglückenden Gefühl unternommen, daß der ihm menschlich nachgerade äußerst zuwider gewordene Vikar Sattler mit seiner „Holzbockphysiognomie“ — wie der Dichter sie in einer eigens gefertigten Silhouette festgehalten —

Freilich mit Gestank,
Weil er sich noch sehr blamieret,
Aber wirklich abmarschieret

und seinen Augen entrückt ist, endet ungut.⁶³ Unerwartete seelische Erregungen bestimmten den erst 39jährigen, dem un-

erträglichen Zustände ein Ende zu bereiten und anfangs Juni 1843 beim Konsistorium um seine Enthebung vom Amt und einstweilige Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Der Behörde kam dieser Wunsch nicht ungelegen, hatte sie doch schon längere Zeit scheinlich dazu gesehen, „daß Pfarrer Mörike noch immer für seine Gemeinde beinahe untätig ist und sich auch von den Amtsgeschäften, z. B. der Teilnahme an den Disputationen entzieht, und daß er sich viel zu schonen und keine Gewalt antun zu wollen scheinlich.“⁶⁴

In den ersten Maitagen hatte sich unerbeten eine in Ehescheidung liegende Aristokratin, Mutter von drei Kindern, Frau von Hügel, Schloßherrin auf Eschenau bei Weinsberg, eingeführt von Theobald Kerner, ihrem späteren Gatten, zu längerem Aufenthalt im Pfarrhause eingestellt.

Aus dieser Zeit findet sich — in dem ungemein mitteilbaren Briefe vom 14. Juni an Hartlaub — eine Erwähnung Osters tags, die auf eine neue Quelle deuten möchte, auf „die Sudow, deren Unterröckchen doch von noch ganz anderen Späßen weiß und die nun, en passant gesagt, mit unserm lieben Buckel poetisch korrespondiert, nachdem die Hügel ihm schon längst den Abschied gab“. Die Sudow, mit ihrem Schriftstellerpseudonym Emma v. Niendorf⁶⁵, die „wahnsinnig gewordene Holzharfe“, wie Kerner, oder die „Anmutstrampel“, wie Brentano sie genannt, hatte es in maniriertem literarischem Uebereifer einige Jahre hindurch allsommerlich zu längeren „Villeggiaturen“ nach Weinsberg getrieben, um die Gelegenheit, interessante Bekanntschaften zu machen, die sich nirgends günstiger bot als in dem gastfreien und geselligen Kernerhause, weiblich auszunutzen. Trefflich hat Theobald Kerner in dem mehrfach genannten Erinnerungsbuche ihr geistiges Bild gezeichnet: „Sie hatte immer die Schreibtisch zur Hand und nahm, wie ein



Vikar Sattler
Scherenschnitt von Eduard Mörike

Momentphotograph, alles auf, was ihr merkwürdig erschien . . . Sie war beglückt über jede neue Dichterpflanze, die sie in ihr Herbarium getrockneter Dichter einlegen konnte. Da bot ihr nun mein Vater mit den vielen Besuchen im Hause reichen Stoff. Vor allem waren es Lenau und Graf Alexander von Württemberg, die in ihren Notizen Aufnahme fanden, auch ein sehr schöner Mann, Amtsrichter Ostertag aus Langenburg, der Gedichte und die Sage von der Minneburg herausgegeben hatte, war ihr einige Zeit das Vorbild eines Troubadours aus alter Zeit.“

Die Hoffnung, in Emma v. Niendorfs tagebuchartigen Veröffentlichungen amüsante Einzelheiten über die Beziehungen des „Troubadours“ Ostertag zu ihr zu finden, erwies sich bedauerlicherweise als ein Trugschluß: nicht unwahrscheinlich, daß auch sie, die sich ihrer gewandten Auffassungsgabe bewußt war und etwas zu leisten verstand, den anmaßenden Hohlkopf schnell durchschaut, dem Laffen sehr bald den Abschied gab. —

Nach seinem Abzug aus dem Unterlande fließt bei Mörike die Quelle über Ostertag, den schwäbischen Troubadour, der wohl von dem Minneberg ausgiebig zu rhapsodieren wußte, aber nicht von einer heiligen Liebe zur Frau, wie ein Frauenlob getan, zu seiner vielgerühmten Harfe sang, immer spärlicher. Für einige Jahre stand er noch mit dem Neresheimer Gerichtsgewaltigen in spärlicher Briefverbindung, auch sandte Ostertag, wie Hartlaub angedeutet wird, einmal eine Bereicherung zu des Dichters Petrefaktensammlung.

Einen bezeichnenden Hinweis auf die Abgeschmacktheit des unverbesserlichen Pegasuschinders gibt Mörikes Schreiben nach Bermuthshausen vom 20. April 1845; kurz zuvor waren ihm neue Proben aus des Dichtlings Geistesoffizin zugetommen, die man dem Erzfreunde nicht vorenthalten konnte:

„Buckels Blättchen ist ein vollkommener Schattenriß vom ganzen Menschen, der sich in nichts verändert haben muß. Das Gedicht No. 1 ist indes glücklicherweise derart, daß man es ihm ein wenig loben kann. Bei einer Stelle, wo er indirekt von seiner Frau (als einer Stute) spricht, wirfst Du Dich sehr entsetzen!“

Im Lauf des Jahres 1847 scheint der Verkehr endgültig eingeschlafen zu sein. Aus dem Frühjahr datieren noch zwei bezügliche Briefstellen, von denen die erstere indessen Ostertags nicht namentlich gedenkt, doch spielt er auch ungenannt in ihr eine Rolle; am 26/27. März an Hartlaub:

„Ein Dr. Hermann Kollet (was er eigentlich ist, woher usw. weiß ich nicht) hat mir mit einer Einladung zur Teilnahme das erste Heft seiner lyrischen Blätter geschickt, lauter entsetzliche Ware, meist von ganz neuen Dichtern und Dichterinnen, vorne eine gewaltige Ankündigung geharnischter Lyrik, welche ausdrücklich nichts vom Schmelz der Auen und süßen Mädchenblicken will, in ziemlich gut geformten Versen des Herausgebers, in der Folge auch noch ein und anderes „Zornlied“ (wörtliche Aufschrift), dann aber rosenfarbig postpapierne Liebe von allerlei Herren und Damen, auch Heinisches Geleier u. dergl., wodurch das Ganze eine ungemein lächerlich hinkende Haltung bekommt. (Es ist doch wahrlich zum Erschrecken, was alles wirklich schreibt und dichtet! So arg war doch die Affenschanze mit dem Musendienst in Kammern und Unzucht noch zu keiner Zeit! Die Sache unter einem solchen Bilde vorgestellt, würde selbst der Uchrucker⁶⁶ darüber erstaunen.)“

In diesen „Lyrischen Blättern“, die in einer insofern merkwürdigen Aufmachung, als das Haupttitelblatt zugleich das vollkommene Inhaltsverzeichnis, zweigespalten gesetzt, aufweist, in G. Müller's Buchhandlung in Ulm erschienen, prangt auch

der „Grüne Esel“ mit vier Gedichten und einem Heldensang „Auf Hohenstaufen“, in dem sich der Verfasser — er steht „voll und ganz“ im Mittelpunkt — zu gutem Schlusse selbst erkennt:

Fort, fort, herab! die Sohle brennt auf Staufen!
Bin besser ich? Sprich, Herz, was zitterst Du?
Vom Haupte möcht ich alle Haare raufen,
Nicht besser bin ich! Feige, träge Ruh
Ward mir wohl nicht, kann sie mir nicht erkaufen,
Und will auch nicht, — doch fort, der Tiefe zu!
Der Atem stockt auf diesen freien Höhen,
Wo Heldenschatten auf mich niedersehen.

Unter den Gedichten findet sich auch ein kapitales Gegenstück zu dem zuvor mitgeteilten, von Mörike illustrierten „Fort!“ unter dem verheißungsvollen Titel

Ranzlei-Stoßseufzer

Nach der Alten Staub und Moder aus dem Eden der Gedanken
Meines Herzens lichte Träume düster oft hinüber schwanken.
Protokolle und Verträge, Präjudize und Berichte
Machen Phantasiegebilde oft bei der Geburt zu nichte.

Mit dem frischen duftigen Morgen schreit ich nach dem dürren Tische,
Statt der Sonne, statt der Blüten um mich Querulantenwische,
Heute Schacher, morgen Bucher, übermorgen Bagabunden,
Und der kaum erwachte Frühling meines Herzens ist verschwunden!

Istß auch draußen noch so sonnig, wirds da drinnen immer kälter,
Sieht man nichts als sandbestreute, dintenschlammge Lumpenfelder.
Drehet jubelnd auch da draußen alles sich im Matentanze,
Steff und leuchend sitz ich zählend Datum — Nummer und Instanze.

In dem Käfig steht ein Verchlein: Laß mich steigen aus dem Grabe!
Und ich öffne — mit dem längsten Finger an dem Fidesstabe.
„Welche Sünde!“ hör ich rufen! „welch ein schmähhlich Profanieren!“
Schweiget! hat er nicht geöffnet eines dumpfen Kerkers Türen?

Wahrlich heb' ich dieses Fingerstäblein zu dem Schwur der Eide,
Ist mir oft, als ob den Teufel ich geführt auf fette Weide.
Gott, o Gott! wie oft dein Name muß zum Scheine Streite schlichten!
Würdest du nur einmal zürnend mit dem Flammenschwerte richten!

Wenn ich dir es — hehre Themis — im Vertrauen leise sage,
Zürne nicht! etwelche Böchlein stieß die Welt in deine Wage,
Wärb von tausendjährigem Roste baumelt sie in Menschenhänden,
Zeit wär's, ihr ein frisches Bünglein und ein neu Gewicht zu spenden!

Eine letzte Erwähnung findet sich vierzehn Tage später, am 8. April 1847: „Hier ist ein Brief vom Buckel, an welchem das Papier das vorzüglichste ist. Es wird einem doch grad dabei, als wenn man ein Stück Judenmazen äße. Wenn er indessen sein Versprechen nur bald hält, so bin ich mit dem ganzen Mann zufrieden.“ Dies Versprechen bezieht sich auf die Uebersendung von Petresakten, die auch wirklich nicht lange auf sich warten ließ.

Damit scheint der Verkehr denn seinen Abschluß gefunden zu haben; die Briefe Morikes tun Ostertags hinfort keiner Erwähnung mehr. —

Ein paar bezeichnende Reminiszenzen an den Genuß, den die Stilübungen des sonderbaren Sängers bei Hartlaub auslösten, als Ostertag schon lange seinem Gesichtskreise entschwunden, mögen zeigen, wie dieser immer doch noch durch die Gedanken geistert; am 21. März 1843 berichtet Hartlaub: „Die Agnes hat mir aufgetragen, Dir zu vermelden, daß es in einem der Frühlinglieder, die der junge Lehrer sie habe in ihr Lieberbüchlein schreiben lassen, echt buckelisch laute: und der Frösche Lenzgefänge.“

Hartlaub an die Geschwister Eduard und Clara, die sich auf dem Bürkelgut bei Regensburg zu Gast bei dem Bruder Louis aufhalten, am 15. Dezember 1850:

„Gegenwärtig lese ich ein mir aufgebrungenes Gedicht von Kinkel („Du weißt, daß ich den Blick des Propheten habe (!)“ — diese Groß- und Sehrmannsphrase kam in seinem unlängst mitgeteilten Briefe vor —), das mir weniger gefällt, als seine glückliche Flucht, es heißt: „Otto der Schütz“, und ist einem ganz so zu Mute, als hätte es der Buckel gemacht. Probe:

Dies Lied erzählt von hellen Tagen,
Es klingt von Frühling, Sommer, Herbst,
Dich Winter muß ich neu verklagen,
Daß rauh du bunte Flur entfärbst.
Du bannst das Wild in seine Baue,
Im Schnee verdumpft des Hornes Klang uff.

(Dritte Auflage (!). Miniaturausgabe von Gotta.)“

Und aus einem Schreiben an Clara, des Dichters Schwester, vom 22. März 1853 in einem feinen literarischen Urteil über das damals sensationelle Buch der Beecher-Stowe „Onkel Toms Hütte“:

„Und nun noch ein Wort über den ‚Onkel Tom‘, der viel traumhafte Bestandteile hat redet er schön, verständig, edel, nachdrücklich für die Sache der Sklaven

Die Agnes fing das Buch an zu lesen und zwar in einer kleinen Oktav-Ausgabe, in welcher die Sklaven die Sprache führen, die uns so unendlich lächerlich vorkam: ‚Ponto sein stark nicht mehr‘. Das ist deutsch; ich weiß nicht, ob die Verfasserin eine solche Närrin war, in englisch sich so auszudrücken; in der Ausgabe, die ich las, kommt nichts dergleichen vor Ich möchte Dir das unendlich Schöne darin wohl gönnen“ —

* * *

Anzunehmen ist, daß Mörke von dem schmählischen Ende der oberamtsrichterlichen Selbstherrlichkeit Kenntniss erhalten hat. Er hatte immer in dem Glauben gelebt, daß Ostertags pekuniäre Verhältnisse geregelte gewesen; außer durch das Epigramm von 1838, in dem er sagt „hast ja Geld“, wird dies auch durch eine Briefstelle vom 3. Dezember 1841 (an Hartlaub) bewiesen:

„Von dem Schöntaler Jan,⁶⁷ über dessen Besuch Clarissa (Clara, des Dichters Schwester) mehreres berichtete, nur einen Zug, durch seine Dummheit fast unglaublich, im höchsten Grade bezeichnend. Er sagte nämlich in seiner hastigen Art, nicht etwa im Scherz, nein, im offensten Ernste, als von dem Exterieur des Menschen, von notwendigem Puz usw. die Rede war: ‚Ich verlange desfalls nicht viel, nur alles solid: vier Sachen möcht ich mir wünschen, die sind: eine feine goldene Repetieruhr, eine echt brillantne Brosche, eine noble Meerschampfeife und — ein gedankenvolles Gesicht.‘ Ist das nicht hübisches dumm und unfaßlich an einem Menschen, der doch sonst nicht ein vollkommener Esel ist! allein die grenzenlose Eitelkeit macht so etwas erklärlich. Was dieser da herausplappert, das denkt unser Buckel im Herzen. Nur hat der die wichtigsten Nummern wirklich. Ich hätte in Beziehung auf das gedankenvolle Gesicht herzlich gern gesagt: wenn man keins hat, so macht man eins. Er erwartete aber, wie Clärchen ganz richtig bemerkte, die Antwort: O, Herr von Jan, was den letzten Artikel betrifft, seien Sie nicht undankbar usw. Uebrigens war sein Gespräch auch wieder so humoristisch-desultorisch, als wenn man einen ganzen Sack voll Flöhen öffnete, und gleichwie man in einem solchen Falle nicht eher Ruhe hat, bis Hemd und Kleid gewechselt ist, so hat mir auch, sobald der Kerl endlich fort war, nur

ein tüchtiger Spaziergang meine verunreinigte Stimmung restaurieren können.“

Zur Zeit von Ostertags Beurteilung lebte Mörike seit fast drei Jahren in der Residenz, und er mag mit Erstaunen und Bewunderung die laut Urteilsverkündung in contumaciam erfolgte Bestrafung des entwichenen Oberamtsrichters von Neresheim zur Kenntnis genommen haben, die im „Staatsanzeiger“ veröffentlicht wurde. Mit Hartlaub, der seit 1851 in Wimsheim, nahe der westlichen Landesgrenze, amtierte, mag er auch mündlich die Eindrücke über den Abschluß eines Menschenlebens ausgetauscht haben, das lange Zeit in ihrem Freundschaftsverhältnis eine so lächerliche Rolle gespielt hatte, und beide dürften die Köpfe geschüttelt haben über den Irrtum, in dem sie bezüglich des äußern Auftretens Ostertags sich befunden. —

Ob über Ostertags Ende im „wahren Lande des Unterganges“ jemals Kunde nach dem Schwabenlande gelangt ist, und wann es erfolgte, steht nicht fest. Daß er auch in der „grausten Weite“ seinen zweifelhaften Dichterruhm noch propagierte, möchte eine letzte Spur erweisen: in einem Exemplar der „Sage vom Minneberg“ findet sich diese eigenhändige Widmung:⁶⁸

Und wenn auch alles scheidet, flieht
Und wenn auch alles welkt und bricht,
Verklingt doch nicht der Hoffnung Lied,
Erlischt doch nicht der Sterne Licht.

Boston. Mass. 17. Oktbr. 1855
Friederich Ernst.

Schon um mehr als ein Jahrzehnt zuvor hat Mörike das Ende vorausgeahnt und dichterisch „verklärt“; ohne es eigentlich selbst schon im ganzen Ausmaß zu wissen, wie „sehr“

dieser „Sehrmann“ ein „Sehrmann“ war und noch werden sollte, verkündet er im Beschlusse der Epistel „an Longus“ dem, der die löstliche Dichtung veranlaßt hat, die ewige Verdammnis:

Durch Buße kommt ein Arger wohl zum Himmelreich:
Doch kann der Sehrmann Buße tun? O nimmermehr!
Drum fürcht ich, wenn sein abgeschiedner Geist dereinst
Sich, frech genug, des Paradieses Pforte naht,
Der rofigen, wo, Wache haltend, hellgelockt
Ein Engel lehnet, hingesenkt ein träumend Ohr
Den ew'gen Melodien, die im Innern sind:
Aufschaut der Wächter, misst ruhig die Gestalt
Von Kopf zu Fuß, die fragende, und schüttelt jetzt
Mit sanftem Ernst, mitleidig fast, das schöne Haupt,
Links deutend, ungeru, mit der Hand, abwärts den Pfad.
Befremdet, ja beleidigt stellt mein Mann sich an
Und zaudert noch; doch da er sieht, hier sei es Ernst,
Schwenkt er in höchster Sehrheit, trotziglich, getrost
Sich ab und schwänzelt ungesäumt der Hölle zu.

S a n c h o P a n s a

von

Christian Wolfgang Schimper

Erster Gesang

Des Sancho Pansa Insel lernet kennen!
Weit über Afrika liegt sie hinaus,
Woselbst den Scheitel heiße Strahlen brennen,
Daß sich am Tag versteckt oft Mann und Maus.
Ihr fragt, wie sich die Insel tät benennen?
Wißt, dies bekümmerte mich keine Laus!
Der Beheim nennt sie wohl in Nürnberg
Mit mancher Insel noch und manchem Berg.

Ihr braven Becher! Ohren aufgestreckt!
Die Insel schwimmt in einer Flüssigkeit,
Die Menschen wie ein Dreiundachtz'ger schmecket,
Und Feuer durch die trügsten Adern speit.
Doch wann ein Gesein den Rüssel steckt
In dieses Raß, dann, glaubt ihr, fährt es weit
Zurück? — O nein! dann schlürft es leeres Wasser.
Zusammen trinken Tiere dort und Praffer.

Klar ist das Meer. Du siehst bis auf den Boden;
Doch keine Ungeheuer lauern unten
Mit weitgespannten Rachen oder Pfoten,
Gebadene Fischlein werden dort gefunden,
Dort liegen viel der Schinkelein der roten,
Dort liegen viel' der Würstelein der bunten,
Und streckst du die begierige Hand nach ihnen,
So eilen sie empor, dich zu bedienen.

O woll' uns auf die Insel jetzt geleiten!
Dies sprechen, seh ich kundig, eure Augen.
Ja dort beginnen erst die wahren Freuden;
Doch müßt ihr Vorsicht, wollt ihr hin, gebrauchen,
Denn Tauben sieht man durch die Lüfte gleiten,
Gebratne, welche gern ins Maul sich tauchen.
Drum, seid ihr hungrig nicht, so schließt den Mund,
Denn sonst schießt eine Taub' euch in den Schlund.

Die Menschen leben dort in schönem Bunde
Mit allen Tieren, mit dem Schaf' und Stier',
Mit Schwein, mit Gans, mit Rag' und mit dem Hunde,
Ach! eines hätt' ich übergangen schier.
Ihr, seh' ich wohl, habt es schon in dem Munde;
Drum könnt' ich wohl die Müh' ersparen mir;
Allein es würden mich die Rezensenten
Um meinen aufgesetzten Lorbeer pflanzen.

Ja, sagten diese feinsten aller Richter,
Wenn Agamemnon oder den Achill
Homer vergaß, wär' er ein schlechter Dichter,
Von dem wir Kenner alle schwiegen still.
Und dieser hier das eine der zwei Richter
Unangezündet stehen lassen will?
O Rezensenten! Dank für diese Lehre!
Nach Sancho hat der Esel höchste Ehre.

Yah! Yah! es raft die Phantasie;
Yah! Yah! ruft sie mir gellend vor.
So einen Schwung habt ihr erfahren nie,
Mit meinem Kopf stoß ich ans Himmelstor.
Fallt auf das rechte oder linke Knie!
Und preist den Dichter im vereinten Chor,
Und singt ihm nach Yah! Yah! Yah!
Und keiner, der's versaget, bleibe da!

Doch vorderfamst hab' ich mit dem Cervantes
Ob Sanchos noch zu sprechen hier ein Wort.
Ach! wär ich König dort! ich wollt des Landes
Verbannen ihn. Geh! Pack dich! scheer dich fort!
Sprach ich. Nur an der Stelle des Infantes
Wünschst' ich zu sein im schönsten Lande dort! —
Was sagt ihr, der Cervantes ist gestorben?
Dann wär der Handel freilich mir verdorben.

Und weil er denn gestorben der Cervantes,
So laßt mich explizieren, was er tat;
Betrogen hat er Sancho seines Landes,
Das gnädig ihm sein Herr versprochen hat,
Sobald er's fänd! Und dieser, dieser fand es,
Doch der Cervantes raubt ihm diese Gnad';
Den Herrn läßt lehren ungeschehner Sache
Er mit dem Diener zu dem alten Dache.¹⁾

Dafür hat der, deß Haupt der Kranz umlaubt,
In meinem Nachbarland in Schwabens Gaun,
Der Kraft der Rechten billig dich beraubt,
Cervant! ließ dir die Lin' unabgehau'n.
Doch hat der Deutsche, daß dies keiner glaubt,
Mit einem Kreuze strafend seine Laun',
Gebeichtet: „Seht hinab zum Blattesrand!
Dort schreibt Cervantes mit der rechten Hand“.²⁾

Sieh, Spanier! So ist der deutsche Mann,
Die Wahrheit, sie ist die Perle seiner Kron'.
Der Dichter selbst sie nicht verleugnen kann,
Der gern zum Feenlande fliegt davon.
Und dieser Säng' ein Gedicht ersann
Von Ludwig, Deutschlands echtem bestem Sohn.
Das Schicksal gab bedeutsam gleichen Namen
Dem Dichter von dem wahren deutschen Samen.

Kurz, Sancho ward mit Macht dort hingestellt
Von Don Quixote, seinem guten Herrn,
Da er mit ihm durchstreift die ganze Welt,
Das heißt von tausend Sternen einen Stern,
Und da erlegen mancher Riesenheld
Quixotes tapferm Arme nah und fern.
Dies Eiland, wohl das seligste von allen,
Ist als gerechter Lohn ihm zugefallen.

Dort siehst du auch nicht einen Federbusch
Von einer Polizei in einer Ecke.
Selbst zu dem schlechten Hund sagt keiner: couche!
Frei atmet alles bis zur Himmelsdecke,
Und sorglos schläft man dort in jedem Busch;
Denn Redlichkeit sie herrscht auf jedem Fleck.
Germania! dich durfte man einst preisen
Mit gleichem Ruhm. Nun weinen deine Weisen.

Doch dorten wirst du keine Tränen sehen,
Als die, die Zwiebel aus den Augen zwingt;
Denn dort darf nie ein Kind zur Schule gehen,
Und keine Not zu jenem Volke dringt.
Auch Bonnetränen wirst du dort nicht sehen,
Durch Lust ist ja das Leben dort bedingt.
Sie müßten sonst die langen Tage weinen,
Und würden so wie Niobe zu Steinen.

Worüber du dich aber wundern mußt,
Es fehlet in der Sprache dieses Landes
Ein jedes Wort, bedeutend: Freude, Lust;
Doch zeih' sie nicht darum des Unverstandes!
Ich zeige dir aus einem großen Wust
Von Verken, die mehr als eines Bandes,
Daß einen Ausdruck, der bezeichnet Held,
Selbst Rom entbehrt, die Herrscherin der Welt.

Gelehrsamkeit! o weiche weit und weit
Von mir, der Sancho preisen will, zurück!
Er selber ist nicht fern; der Esel schreit,
Und alles Volk ruft: Sancho Heil und Glück!
Raum mit dem Kopf nicht seine Herrlichkeit,
Das müde Aug' wirft kaum noch einen Blick
Aufs Volk, das vivatrusende, hernieder,
Der Esel aber munter schreit schon wieder.

Und angekommen ist er im Palast,
In dem Palast, von Zucker aufgebaut.
Dort hält er gern die ganzen Tage Rast,
Nur auf Geheiß des lieben Magens schaut
Sein Aug' empor und in der Speisen Last
Sucht er heraus, was dann der Mund ihm laut.
Ist Sancho faul, das Aug' herumzusenden,
So leckt die Zunge an den Zuckermänden.

Oft sieht er ganze Jahre seine Frau
Mit keinem Blick, obwohl im nahen Zimmer
Sie haust; doch sie ist gleich dem Manne flau,
Sie fragte schon nach ihm ein' Monat nimmer.
Doch würd' ihr Hündchen krank, stieg Tränentau
Ihr vor den Blick, erhöb' sie ein Gewimmer;
Doch Krankheit hat das Böcklein nie erfahren,
Leb', wie du willst! dort kommest du zu Jahren.

O Astronomen! eure Wissenschaft
Verspottet wird sie von dem dort'gen Himmel.
Auf hohen Bergen reicht mit einem Schast
Man leicht empor zum lust'gen Sternengewimmel
Man schlägt sich Sterne zu des Weines Saft
Herab, die fallen ohne all Getümmel,
So wie bei uns Sternschnuppen niedergleiten,
Wie ein Papierchen, Stückchen feiner Seiden.

Und der Geschmack sich nach der Farbe scheidet,
Die einen schmecken wie ein Stückchen Aal,
Wie Austern, die mit Zitronensaft bekleidet,
Und die wie Käse aus einem Schweizertal.
So wird dort leicht ein Gastmahl zubereitet,
Mit einem Ku ist schon gefüllt der Saal
Mit allen seltenen Arten Lederwaren.
Ein Filz traktierte dort wohl ganze Scharen.

Ein Gastmahl werde, wenn ihr wollt, beschrieben,
Gefeiert zu des Sancho Namenstag!
Nicht Scharen Ochsen wurden hingetrieben,
Wie etwa mancher von euch glauben mag.
Auch wißt, daß nicht mit unbarmherz'gen Sieben
Den Nacken man der guten Tiere brach!
Sie ließen selbst, dem Sancho zu gefallen,
Berschmetternd ihren Kopf an Felsen prallen.

Den Ochsen machten's nach die guten Hasen,
Es machten's nach die Hühner, Gänse, Schwein',
Sie stürzten alle sich mit freud'gem Rasen
An einen Marmor oder Kieselstein.
Und als sie sich das Leben ausgeblasen,
Fuhr man die Guten in die Stadt hinein.
Wißt, dorten werden Tiere nie geschlachtet!
Denn gleich den Menschen werden sie geachtet.

Und aus dem Meere zog man Würste, Schinken,
Und aus dem Meere füllt man Faß auf Faß.
Betrunken mußte mancher Diener sinken
In das von ihm zu sehr geliebte Raß;
Und mancher, der nicht trank, der mußte trinken
Die Flut, man stieß hinein ihn nur zum Spaß;
Doch dorten sind die Leute nicht gezählt,
Nicht leicht vermißt man einen, welcher fehlt.

Doch heute Sancho einige vermifste,
Die man zu dieser Tafel eingeladen.
Wo bleiben sie? so sprach er, ach man müßte
Mich binden, wenn von solchen fetten Braten
Ich bleiben sollt', von solchem Eßgerüste.
Die Speisen nehmen, wie ich fürchte, Schaden.
Die Dummen sollen mir bestrafet werden!
Sie reiten statt auf Eseln nun auf Pferden!

Und so zerriß ihm einmal die Geduld,
Ihm, welchen sonst der Zorn nicht leicht besiegt;
Doch kehret bald zurück die alte Schuld,
Da vor ihm ein gebratner Dohse liegt.
Vergessen und vergeben ist die Schuld,
Da seine Nase solche Dämpfe riecht.
Wenn mit Entschuld'gung jene jetzt sich nahen,
Gäß' er zur Antwort: Herrlich ist der Braten!

Da speist er denn den Dohsen mit den Seinen,
Läßt jedem Mann auch einen Dohsen reichen,
Und mit der Frau und mit den lieben Kleinen
Teilt jeder das gebotne Tier desgleichen.
Bald wird sich nichts mehr außer leeren Beinen
Dir, wo du hin nur schauen mögest, zeigen.
Die andern Tiere werden aufgetragen
Und schnell verschwinden sie auch in den Magen.

Die Fenster werden endlich aufgemacht,
Und Zuckerfliegen stürzen ein in Scharen,
Beinahe wird der Tag zur eiteln Nacht,
Da Zuckervögel kommen nachgefahren. —
Still! Sancho wird im Schlummer weggebracht,
Er übernahm sich in den Speisewaren,
Er übernahm sich in dem starken Wein.
Drum laßt auch uns die Tafel Tafel sein!

Eröffnet hat man eine Thür soeben,
Die in ein heitres Nebenzimmer leitet.
Von dorten hör' ich seine Stimm erheben
Ein Gesel, dem neue Streu man breitet,
Dem frische Speis' und frischen Trank sie geben.
Und da mein Auge vom Gelage scheidet,
So will ich noch dies Zimmer mir betrachten.
Nichts ist dem weisen Wand'rer zu verachten.

Was seh' ich? darf ich meinen Augen trauen?
Sind's wirklich Bücher, was die Augen sehen?
Wie? Streut uns ein Fee wohl einen blauen
Dunst vor den Blick? Doch laßt mich näher gehen,
Um näher diese Dinge zu beschauen! —
Wie? Gesel, du läßt dieses nicht geschehen?
Bist du der Wächter dieser weisen Schriften?
Laß weiden mich auf diesen weisen Triften!

Nein! sprach der Dolmetsch, der ihm beigeßelt,
Die Bücher hier darf keine Hand betasten,
Und das Verbot ist darum aufgestellt:
Es sollten sich die Köpfe nicht belasten
Mit dem Unnötigsten in dieser Welt;
Es sei der Kopf ja nicht ein leerer Kasten,
In welchen man die unsichtbarsten Dinge,
Die dennoch schwer, wie Blei, zu heben, bringe.

Betrübten Sinnes ging ich nun davon,
Und trat in einen wunderschönen Garten.
Dort gibt es Blumen im Dezember schon,
Auf die wir oft im Mai vergeblich warten.
Woher doch dringt der süße Bonneton,
So süß, daß selbst zerging in Luft des harten
Barbaren Herz? Und tausendstimm'ger Sang
Ertönet jetzt den großen Park entlang.

Woher denn, wähnt ihr, daß der Sang erklinget?
Gewiß ihr ahndet nicht, daß er hervor
Aus zartgebauten Blumenkelchen bringet
Zu dem entzückten und erstaunten Ohr.
Ach, eine Stimm' sich in die andre schlinget
Zur schönsten Harmonie, zu einem Chor,
So wie sich sonst die bunten Blumen finden
Zum schönen Ganzen in den Kranzgewinden.

Ihr fragt, was im Gesang die Blumen preisen?
Habt ihr vergessen Sancho's Namensfest?
Der wird sich, denkt ihr, aufmerksam erweisen.
Wißt ihr nicht mehr, daß er im warmen Nest
Zu voll von starkem Wein und fetten Speisen
Der sanften Ruh den Körper überläßt?
Doch seh' ich recht, seh' dort ich Sancho schleichen;
Jetzt aber müd nimmt Platz er unter Zweigen.

Yah! Yah! so schreit der Esel eben,
Und seine Ohren unser Sancho spigt.
Nicht kann der süße Sang sein Herz erheben;
Doch jener Schrei ihm durch die Seele bligt.
Mit einem Pfiff tat er ein Zeichen geben,
Und bald der Esel bei dem Herren sitzt.
Der krauet hinter einem Ohr dem Tiere,
Jetzt streckt er zwei zum Schlaf, dies alle Biere.

Da Sancho sich erholt zum zweiten Male
Seit dem Gelag, so ist es wohl gestattet,
Daß meine Wenigkeit zum ersten Male
Ausruht, vom Laub des vollen Baums beschattet.
Hier ruht sich's besser als im Fürstensaale.
Ihr Schnitter wißt es, die ihr oft ermattet
Am heißen Tag in tiefen Schlaf versinken,
Und in dem Schlafe frische Kräfte trinken.

Und schnell war ich im Schlafe fortgetragen
In's süße gold'ne Feenland der Träume.
Da trat ich denn mit nicht geringem Zagen
In eines Haines gottgeweihte Räume.
In seiner Mitte lauter Bücher lagen
Hochaufgetürmt, hoch, wie die höchsten Bäume,
Und eine Göttin sprach mit ernstem Worte
Herab zu mir von einem hohen Orte:

Weil nicht der Geist die Schriften hat geboren,
Die zu den Wolken hier getürmet stehen,
So wurden sie von denen, die erlören
In künft'ge Zeiten größer stets zu gehen,
Geschrieben und den Winden zugeschworen,
Die sie zerfezt nach allen Seiten wehen. —
Und horch! da stürmt der scharfe Nord heran,
Und wirft die Blätter auf verschiedne Bahn.

O Göttin! Ist's dem Sterblichen erlaubt,
Ein Wort zu deinem hohen Thron zu senden?
Ich sprach's. Sie nickte gnädig mit dem Haupt.
Sind auch die Bücher von so schlechten Händen,
Die Sancho's Haus bewahret dicht bestaubt?
Ich schließ' es; denn muß nicht die Meister schänden
Die Aufsicht, die den Büchern man bestellt?
Mir in die Rede fast die Göttin fällt.

Du irrst dich, Sterblicher! Nach hundert Jahren
Vermag die Welt den Sinn erst zu erfassen,
Den jene Werke dicht bestaubt bewahren. —³⁾
Da hat der Traum auf einmal mich verlassen
Und mit ihm ist der Schlaf hinweggefahren
Zum Himmel auf. Ich aber mußte spassen
Ob des Gesichts, das sonderbar mir däuchte;
Doch fehlt uns Menschen oft die rechte Leuchte.

Ich seh's euch an, ihr Herren Rezensenten!
Ihr wollt mich fragen, wer so weise Schriften
Konnt in dem dummsten Inselnd vollenden.
Ich werde noch euch spotterfüllten Swisten
Das Hohngelächter in Erstaunen wenden.
Ihr selber müßt mir noch ein Denkmal stiften
Und meinen Namen tragen in die Ferne
Hin zu den Sternen und zu Lorenz Sterne.

Jetzt aber ist mir's eben nicht gelegen,
Euch aufzuklären über diese Sache,
Da and're Dinge jetzt mein Herz bewegen.
Ja Eigensinn herrscht unter meinem Dache.
Laßt drum verträsten euch der Schriften wegen!
Und wollt ihr etwa schwören arge Rache,
Daß ihr mich werdet in den Blättern zausen.
Was tut's? indes werd ich gemüthlich schmausen.

Es dürstet nicht mein Geist nach den Posaunen,
Die nicht der Mund der Wahrheit läßt erschallen.
Wenn manche mir in meine Ohren raunen,
Daß meine Verse aller Welt gefallen,
Werd' ich die Lüge kennend, nimmer staunen.
Doch sagen andre, sie mißfielen allen,
So wird sich mein Gesicht auch nicht verblässen;
Stets kalt und stumm werd' ich sie reden lassen.

Da mir das Herz gebeut, ein Lied zu singen,
So frag' ich Keinen, ob ich tue Recht;
Da aber minder oder mehr gelingen
Die Werke von dem sterblichen Geschlecht,
So laß' ich gern den Tadel zu mir dringen,
Den über meine Verse spricht das Recht.
Ich glaub's, noch manchen Kampf muß ich bestehen,
Eh' mir das Haupt die Palmenzweig umwehen.

Doch was ist selbst der größte Ruhm hienieden
Verglichen mit der großen Ewigkeit?
Auch deinem Ruhm ist noch ein Ziel beschieden,
Homer! Du selber fangst, es wird die Zeit
Dem heil'gen Ilium ein Ende bieten.
Ach! diese Worte sprach in tiefstem Leid
Der Römer nach auf Carhedon's Ruinen,
Die ihm für Rom ein schlimmes Zeichen schienen.

Ich sprech' sie nach und mein' die ganze Erde
Mit allem Ruhm, mit aller Majestät;
Denn, welcher sprach zu ihr das große Werde,
Nur der allein in Ewigkeit besteht.
Einst dampft sie ihm gleich einem Opferherde,
Wenn er auf sie den Born des Odems weht.
Drum sei nach Gott gerichtet jedes Streben!
Gott ist der Kunst, des Lebens wahres Leben.

Zweiter Gesang

Hier kommt ein Brief. Ich fall wie aus dem Mond.
Die Götter, heißt es, wollten nimmer leiden,
Daß Sancho sich im süßen Glücke sonnt;
Er hätte ja des Glückes Seligkeiten
Empfinden nicht und schätzen mehr gekonnt.
Drum mußten sich zu schlimmem Krieg die Heiden,
Die auf der nächsten Insel hausen, rüsten;
Sie tragen nach dem fettsten Land Gelüsten.

Und weil ich merke, was die Heiden wollen,
Laß' ich, erzählt der Schreiber, zum Palast
Mit mir den leichtesten der Wagen rollen.
Es grüßet Sancho mich als neuen Gast,
Und ruft, daß sie die Speisen bringen sollen.
Ins Wort fiel ich ihm doch in aller Hast.
Laß, Sancho, in der Küche stehn die Braten!
Sonst könnten schlimme Gäst' sich zu dir laden.

Die Nachbarn eilen her auf hundert Rähnen,
Um deine schöne Insel dir zu nehmen.
Vor Kampfeswut knirscht jeder mit den Zähnen,
Der Feigste selbst kann sich nicht mehr bezähmen,
Weil sie das Werk für kleine Mühe wähen.
Doch darum laß den Mut dir ja nicht lähmen!
Und denke mit Vernunft, wie abzuwehren
Das Uebel, welches droht dich zu verzehren!

O sage doch! sprach Sancho, ist es wahr,
Daß meine Nachbarn solche Taten sinnen,
Da immer ich ein Freund von ihnen war?
Wie können sie so Schreckliches beginnen?
Hast du geseh'n die Schiff'? sahst du die Schar
Von Kriegern? — Eile, sprach ich, Sancho! binnen
Sehr kurzer Frist ist sonst der Feind am Strand',
Und ohne Streich besetzt er dieses Land.

Da ruf ich selber: Bringet her Kanonen,
Feldschlangen, Mörser bringt und bringt Haubizen!
Man soll nicht Kugeln, soll nicht Pulver schonen!
Und keiner bleibe hinterm Ofen sitzen!
Gewiß wird Sancho gnädig allen lohnen,
Die unverdrossen in dem Kampfe schwißen.
Schon für sein eignes Wohl muß jeder wagen;
Denn siegt der Feind, wird jeder totgeschlagen.

An eine der Kanonen spann' ich selber
Mich an, um mit dem Beispiel aufzuregen. —
Doch weiß wird Sancho, gleich als wenn ein Melber
Das Antlitz ihm bestäubt des Spasses wegen.
Schon aber wird die Farbe gelb und gelber;
Man muß ihn in das nahe Bette legen. —
Mein Beispiel wirkt. An die Geschütze spannen
Die Männer sich. So eilen wir von dannen.

Im Nu gelangten wir zu dem Gestade.
Des Feindes Schiff' indessen hemmt ein Wind.
Man kommandiert bei uns: ein jeder lade!
Und die Kanonen schnell geladen sind.
Schießt! kommandiert man dann, ohn' alle Gnade
Zusammen Schiff' und Krieger ganz geschwind!
Man feuert ab und tausend Schritte waren
Vom Feind die Kugeln in das Meer gefahren.

Und dennoch läßt der Führer laden, schießen
Trotz der Entfernung seines Feindes weiter.
Wie Meteore in der Luft zerfließen,
So schwinden in dem Meer die Kugeln leider!
Wenn wir geschwind doch neue könnten gießen,
Stünd' noch des Glückes Wetterglas auf heiter.
Jetzt aber nähert sich der Feind dem Strand',
Um zu besetzen unser gutes Land.

Doch einer rief, vor allen andern klug,
Dem Feinde zu: O kehret nur zurück!
Wir haben Pulver, Kugeln noch genug!
Tod bringt euch manches mörderische Stück!
Er wähnte, daß sich ließ durch diesen Zug
Beschwören das zum Flug bereite Glück.
Die Feinde gaben Antwort mit Kanonen,
Und ihre Kugeln keinen Mann verschonen.

Doch nein, verbessert der Erzähler sich,
Ein einz'ger Mann von allen blieb am Leben;
Denn, wenn auch der des jähen Tod's verblich,
Wer sollte wohl dem Sancho Nachricht geben?
Ich war der selbst. Ich lief in einem Strich
Zu Sanchos Haus. Der saß mit Angst und Beben
Auf seinem Bett' und hörte kaum die Kunde,
Rief weinend er: Es kommt die letzte Stunde!

Und seine Frau horcht' in dem nahen Zimmer.
Da trat beherzt hinein sie zu dem Weiner.
Was soll, sprach sie, das ängstliche Gewimmer?
Ist denn kein Ausweg mehr vorhanden? keiner?
Wie? können wir durch Flucht uns retten nimmer?
Ja! irr' ich nicht, am Strande steht ein kleiner
Kahn. Männchen! laß den Kahn uns doch besteigen
Und in die alte Heimat uns entweichen! —

Der Dichter dachte, wie er dies vernahm:
Die eilen ja vom Regen in die Traufen;
Wenn glücklich er auch mit der Frau entkam
Den Feinden, kann er nicht im Meer ersaufen?
Sieht er die Heimat auch, mit welchem Gram
Wird sehen er, wie sich die Bürger raufen?
Und wird von Spaniern sein Dorf genommen,
Ist er dem Feind, doch nicht dem Freund entkommen.

O schönes Land! die gütige Natur
Hat nach dem Muster Edens dich geschmückt.
Im Traume wall' ich oft auf deiner Flur;
Erwach' ich dann, ist noch mein Herz entzündt.
Ach! Philipp konnte von sich rühmen nur:
„Die Sonne nie sich meinem Land entrückt!“
Wann herrschet dort ein Fürst, der sprechen kann:
„In meinem Lande bricht der Morgen an!“

Da schleppt die Frau den Mann zum Wasser fort.
Hier findet sich ein kleiner Kahn gebunden.
Und Sancho spricht zu ihr das ernste Wort:
Beladen werd' mit Würstelein, den bunten,
Mit Schinken und mit Wein als Lebenshort
Das Schifflein, ehe wir den schlimmen Stunden
Entfliehend ein zur schlimmen Abfahrt steigen!
Die Frau tat drauf ihm, was er wollte, reichen.

Und als man nun das Schiffchen wohlbepackt,
Stieg ein zu ihm die Frau mit ihren Kleinen;
Fast aber wär' das Fahrzeug umgeknackt.
Da mochte wohl zu schwer die Ladung scheinen.
Hinaus! rief Sancho, und im besten Takt
Schlug er auf alle: Seht! es trägt nur einen.
Bin ich zu Haus, schick ich ein großes Schiff, —
Noch hält ein Strick den Kahn an einem Riff.

Und diesen Strick ergriff die Frau, die weise,
Und sprach: Du willst, Berruchter, uns verlassen?
Der Theseus ist noch wert, daß man ihn preise,
Er hat ja nur die Schlafende verlassen.
Du aber machtest gern die Meeresreise
Allein, da wir am Strande flehn, zu fassen
Dich streben mit dem einen Arm. — Vom andern
Wirfst tätig du gehemmt vom bösen Wandern!

Schon wieder wird ein Brief mir zugetragen.
Kommt wohl von dorten neue Hiobspost?
Ich traue kaum den Blick hineinzuschlagen;
Denn böse Zeitung greift wie schlechte Kost
Mir an des Lebens Basis, meinen Magen.
Frau Wirtin! bringen Sie ein Gläschen Most!
Ich muß mir frischen Mut zusammenklauben;
Den find ich in dem Saft aus Ihren Trauben.

Ach! herrlich hat das Blatt sich schnell gewendet!
Wie Sanchos Frau dem Mann die Rede hält,
Wird ihm vom fernen Ufer zugesendet
Ein Mann, der an der Stell' zusammenfällt,
Weil er im Lauf' die ganze Kraft verschwendet.
Als wieder neue Kraft sich ihm gesellt,
So spricht er: Sancho! Heil! an harten Klippen
Berstießen sich der Schiff', der Feinde Rippen.

Auß Land macht dieser einen großen Sprung,
Umarmte seine Frau und seine Kinder.
Komm, Frau! komm, Mädchen! komm, du Herzensjung!
O gehet doch gleich mir etwas geschwinder!
Der Hunger treibt mich. Die ich mir bedung,
Sind fertig längst, der Herde beste Kinder.
So kamen sie dann eilig zum Palast,
Und tafelten und hielten sanfte Raft.

Schon wieder wird ein Brief von dort gebracht.
Und weil ich hoff' die allerbeste Kunde,
So wird das Siegel eifrig aufgemacht.
Was muß ich sehn? Von einem Lügenbunde,
So meldet man, ward Alles ausgedacht,
Was man mir schrieb, und ich mit schnellem Munde
Hinausgetragen in die weite Welt,
Die es für wahr wie eine Zeitung hält.

Herr Sancho hat in Ruhe stets regiert,
Die Nachbarn halten an der Freundschaft fest,
Die schönen Tage lebt man ungeniert,
Und an ein Fest reiht sich ein andres Fest.
So nur wird exerziert und manöv'riert,
Ja weichlicher noch als der weiche West,
Der durch die Insel weht, sind die Soldaten,
Die statt der Flinten ihre Bäuche laden.

Herr Sancho, heißt es, läßt mich herzlich grüßen:
Ich möchte doch bei ihm recht bald erscheinen,
Daß er mir danken könnt' mit seinem süßen
Gebäck' und mit den allerfettsten Schweinen,
Mit Kindern und erlesenen Gemüsen,
Mit ausgesuchten roten, weißen Weinen. —
Verzeiht mir, Freunde! daß ich mich schon trenne
Von euch und hin zu Sanchos Tafel renne.

Dritter Gesang

O schlimm! o schlimm ging's einstens dem Atriden,
Als er vor Aulis lag mit seiner Flotte!
Denn Fahrwind war ihm eher nicht beschieden,
Bis er geopfert dem erzürnten Gotte,
Was ihm als Allerliebstes galt hienieden.
So diente jenen Himmlischen zum Spotte
Gar oft der Menschen einzig werthes Gut.
Hier heischte man der teuern Tochter Blut.

Mir ist's, als säh' ich dein Gesicht erblasien,
O Agamemnon, großen Stammes Sohn!
Da durch den Kalchas dir verkünden lassen
Die Götter den Beschluß! O bitterer Ton!
Ach bitt'rer war's, als sie die Tochter fassen,
Und schleppen zu dem Opfertod davon!
Was aber soll ich von der Mutter sagen,
Die unterm lieben Herzen sie getragen?

Und solches denkend, bin ich hingegangen
Zum Strand; denn noch fehlte günst'ger Wind.
Wird von mir, dacht' ich, auch ein Gott verlangen,
Zu opfern ihm das vielgeliebte Kind?
Und blässer wurden schon die blassen Wangen,
Als durch den Kopf es mir noch fuhr geschwind,
Daß ich noch nie aus Nürnbergs schönen Bronnen
Für meine Lieb ein liebend Kind gewonnen.

Was hab' mit jenen Göttern ich zu schaffen?
So hab' ich weiter bei mir raisonniert;
Nicht mehr zu fürchten sind die Blitzeswaffen,
Mit denen Zeus vordem die Welt regiert.
Zerschmelzen mußten alle Himmelsaffen
Vor dieser Sonn', die nun den Himmel ziert,
Die wahres Leben den Lebend'gen spendet,
Und Licht sogar in Nacht und Gräber sendet.

Doch fiel mir ein, der Doge von Venedig
Hab' jährlich mit dem Meere sich getraut.
Da einen Ring, der mehr als zehnkarätig,
Er warf in deinen Schoß, o Wasserbraut!
Nun nahm ich, meines letzten Liebchens ledig,
Die einen goldnen Ring mir anvertraut,
Von seinem Finger dieses Angedenken,
Um es dem Meer ob guter Fahrt zu schenken.

Den Sympathetikern will ich es sagen,
Daß mit dem Wurf wir bekamen einen
Der besten Winde, die den Schiffer tragen,
Hin in die Ferne oder zu den Seinen.
Sie werden wohl es in den nächsten Tagen
Eindrücken lassen in den Allgemeinen
Anzeiger, den Gothaischen, der gerne
Verbreitet solche Mittel nah' und ferne.

Doch wenn ich ruhig zu des Sancho Reich
Geläng in einer ungestörten Fahrt,
Dann würde mancher schönen Strophe gleich
Beraubt dies Lied. Das wäre doch zu hart!
Um euch zu rühren, werd' ich selber bleich,
Die Haare strogen, fast das Blut erstarrt;
Denn jetzt will ich euch, liebe Leser, schildern
Den Sturm, wie's nimmer gab noch einen wilbern.

Zwei Tage ging den gleichen Lauf das Schiff,
Als plötzlich sich der Wind zur Ruhe legt;
Den Kühnsten selber Bangigkeit ergriff,
Von Angst war auch der Vögel Schar erregt,
Sie stürzen nach dem fernen weißen Riff;
Mit einem Sargtuch schien es gleich belegt.
Auch heult ein ohrzerreißend Lied mein fetter
Hund, ahndend das schrecklichste der Wetter.

Da kam ein heißer Wind herangefahren.
In aller Eil strich man die Segel ein.
Wer wünschte da nicht bei den lieben Laren
In seinem festgestellten Haus zu sein?
Ein Kaufmann, welcher mit sich viele Waren
Hatt' eingeschifft, gab Lust der Herzenspein;
Dann las in einem Büchlein eine Bitte
Von hinten lesend dieser Israelite.

Und jezo hob der Sturm mit einem Male
Empor die breiten wolkenvollen Schwingen,
Daß zu dem ätherblauen Himmelsaale
Die Höllennacht selbst schien empor zu dringen.
Das Schiff sank bald zu einem Wassertale,
Bald wir mit ihm auf einem Flutberg hingen.
Und unser Herz, das voll von Angst und Beben,
Hier fühlt' es ganz, wie teuer sei das Leben.

Ein Blitz erlosch vor einem stärkern Blitze,
Ein Donner schwieg vor stärkern Donners Krachen.
Und plötzlich war des höchsten Mastes Spitze
Von eines Blitzes mörderischem Drachen
Entflammt, und wenn nicht einer Woge Spritze
Gleich einem Untier mit gespreiztem Rachen,
O Glück! sich hätt' in unser Schiff geschlagen,
So mußten wir den Feuertod ertragen.

Da stieß im Nu das Schiff auf eine Klippe,
Und einen Leck empfing es von dem Stoß.
So ging der Tod mit aufgehobner Hippe
Von neuem auf uns Unglücksel'ge los.
Ach dieses immer wachende Gerippe
Schreibt uns, wenn uns empfing der Mutter Schoß,
In seine Liste mit den dürren Worten:
Auch dieses Leben werd' ich einst ermorden.

Und zu den Pumpen wurde schnell gelaufen,
Um auszuschöpfen, was hereingedrungen.
Von Furcht gequält, wir möchten noch ersaufen
Im Schiff, eh' dieses würd' vom Meer verschlungen,
Ward, ohne nur ein wenig zu verschmaufen,
Mit jeder Kraftanstrengung fortgerungen.
Da fiel zuletzt erschöpft so mancher nieder.
Ein Rüster unsres Schiff's sang Sterbelieder.

Zum Glück der Schiffer sah man plötzlich Land,
Zum Unglück doch der Muse ward's gesehen;
Zum Glück der Schiffer ward von dort gesandt
Das Lotsenvolk gleich wie im Sturmeswehen;
Die Muse doch hebt zum Gesicht die Hand,
Um Tränen, die ihr in den Augen stehen,
Zu trocknen. Ach so manche schöne Strophe
Nimmt mir das Volk! seuzt dann Apollós Bo'e.

Drum mag des Rettungswerks die hehre Muse
Auch nicht mit einem einz'gen Wort gedenken;
Nicht mag sie ferner zur gerechten Buße
Den Namen jenes Land's der Nachwelt schenken.
Sie schreitet fort mit ihrem eignen Fuße,
Und mit des Liedes frischen Fußgelenken,
Um unser Schiff nach Westen zu begleiten,
Da heiter Meer und Himmel hin sich breiten. ---

O welche Däfte wehen uns entgegen!
Sind wir vielleicht dem Paradiese nah?
Ha! eine Insel voll von Göttersegen
Liegt ausgebreitet vor den Blicken da.
Doch was fühl ich im Innern mir sich regen?
Ein Weib seh' ich am Strand. Kein schöneres sah
Ich je, das mir entfacht der Liebe Glut.
O faßt mich! sonst stürz' ich mich in die Fluten!

O Theseus! kommst du endlich mir zurück?
So rief mit einer Zauberstimme die Schöne,
O bringst du mir das langvermißte Glück,
Du Lieblichster der vaterländ'schen Söhne!
O sende schnell vom Schiff mir einen Blick!
O sende deines Mundes süße Töne,
Bevor dein Aug' an meinem Auge weinet,
Dein Mund sich schweigend meinem Mund vereinet!

Wir steuerten auf dieses Eiland los;
Doch jagte plötzlich eine Zaubermacht
Zurück das Schiff mit manchem harten Stoß.
Und dieses schauend wie im Wahnsinn lacht
Laut auf die Frau, und da sie vorher groß,
Hat bäumend sie noch größer sich gemacht,
Jetzt aber sinkt sie nieder auf den Sand,
Und klaget weinend gegen uns gewandt:

Warum hast du die Liebe mir erregt,
Die noch im Land der Seligen mich quält?
Die immer frisch der warme Busen hegt,
Der ewig sich dem Theseus hat vermählt?
Ach! was im ird'schen Leben hat bewegt
Das arme Herz, was dorten uns beseelt,
Sei's Leid, sei's Glück, es schmerzt uns, es beglückt,
Selbst wenn wir sind zum sel'gen Land entrückt.

Es konnte, wie du von mir flohst, ein Gott,
Obgleich die falschen Dichter dieses sagen,
Die mit mir treiben ihren schlimmen Spott,
Mir lösen nicht der heißen Sehnsucht Plagen.
Du bist ja meines Herzens einz'ger Gott,
Des Herzens, das so schwer dich muß verflagen.
Mir wohl bewußt, daß ich im sel'gen Lande,
Fühl' ich doch ganz wie einst an Naxos Strande.

Da floß ein Tränenstrom auf ihre Wangen,
Und ihre Rede hemmte Seufzerlaut.
Doch da von denen, die das Schiff umfingen,
Nur ich ein Mythenbuch hatt' angeschaut,
So hab' ich stolz zu Lehren angefangen:
Die ihr gesehn, war einst des Theseus Braut,
Geheißen Ariadne und ihr Vater
War der Cretenser weisester Berater.

Der Theseus war ein Prinz von Attica.
Ihn sollt' ein Ungeheu'r in Creta fressen;
Doch Amor war in dieser Not ihm nah,
Da er durch seine Künste macht' besessen
Von Lieb' zu Theseus diese Schöne da.
Durch Liebe, die den Feigsten macht vermessen,
Hat kühn aus der Gefahr sie ihn befreiet;
Er aber hat sie dann aus Dank gefreiet.

Das Schiff führt drauf die Liebenden davon
Hin übers Meer mit frischem Ruderschlag;
Doch mitten auf der Fahrt in Naxos schon,
Ließ alle Lieb' in seinem Herzen nach.
Dort schliefen sie, doch Theseus war entflohn,
Oh noch der Traum der Schönen wich dem Tag.
Sie lief erwacht sogleich zum Meeresstrand
Und hat ihm bitter Klagen nachgesandt.

Man sagt, getröstet hab sie Bacchus dann,
Der eben dort gelehrt die Reben ziehen;
Erhöret hab sie den galanten Mann,
Da flehend er vor ihr lag auf den Knieen.
Sie leugnete doch dies. Und fragt ihr, wann
Die Zeitung den Athener läßt entfliehen,
So hört! er lebte vor dreitausend Jahren.
Wißt! daß wir jetzt an Geisterinseln fahren.

Mit großen Augen schauten sie mich an;
Da trat ein neues Land uns vor's Gesicht.
Das Schauspiel, das jetzt unsre Blicke sahn,
Ein solches Schauspiel, saht ihr, Leser, nicht.
Dort saß des Liebes auserles'ner Schwan,
Mit Augen strahlend wie der Sterne Licht.
Es horchten seinem Sange die Atriden,
Mit Helena, Ajax mit dem Peliden.

Odysseus stand ihm zu der andern Seiten
Mit Penelopen und Nausicaa.
Und tränend lauschte seinem Lied von weiten
Hektor, Andromache und Hecuba;
Doch Paris wagt es, weiter vorzuschreiten,
Mit Blut im Blick schaut er auf Helena.
Auch sie erblickt' ihn, und erblickt ihn gerne,
Doch halb kehrt mit dem Blick sie aus der Ferne.

Und Tränen füllen ihr die lieben Augen,
Und näher tritt sie hin zu dem Atriden.
Sie möchte gern in Lethes Fluten tauchen
Die Zeit, da sie gestört des Mannes Frieden,
Da ihretwegen manches Blut verrauchen
Mußt'. Und mit Tränen schaut sie zum Peliden
Und Ajax. Jetzt blickt weg sie wie verlegen,
Da tritt von fern ihr Hektors Bild entgegen.

Hierauf erzählt' ich vom trojan'schen Kriege
Den über solches staunenden Genossen,
Von Paris und von seinem Liebesiege,
Aus dem des Uebels Pflanze sei entsprossen;
Ich sagt der Helden Namen, ihre Wiege
Und ihre Taten und wie den Geschossen
Des Schicksals Ajax und Achill erlagen
Und Hector, und was sonst sich zugetragen. —

Nun wacht' ich auf aus meinem süßen Traum;
In Schlaf versank ich ja nach dem Orkan;
Und weil ich wußte, daß in diesem Raum
Die Alten ihre sel'gen Inseln sahn,
Mußt ich, als Zweig vom Philologenbaum,
Im Schlafe wenigstens mich ihnen nah'n;
Und weil ich wachend keinen durft belehren,
Wer wollte mir's in Morpheus Reiche wehren?

O seligste der Inseln, hätt' durchschnitten,
Geußt ich, zu dir die lange Bahn der Kiel!
Da sah ich plötzlich frohen Herzens mitten
Im Meer sich heben meiner Reise Ziel.
Sogleich vergessen ward, was ich erlitten,
Und dankend auf die Knie ich niederfiel.
Seht Sancho's Insel aus der Flut dort tauchen!
Seht jeden Schlot der sel'gen Insel rauchen!

Nun haben wir das Zauberland erreicht;
Das Schiff, das sich nach Ruhe lang gesehnt,
Hält in dem Port; wir steigen aus, es zeigt
Sich bald die Stadt, die an dem Berge lehnt.
Wir eilen zu ihr, aber alles schweiget
In ihr, soweit sie sich auch immer dehnt;
Doch der Palast, der in der Mitte pranget,
Läßt sehn, man sei zu Sancho's Haus gelanget.

Und eilig tret' ich in das erste Zimmer.
Da liegt er selbst in tiefem Schlaf gestreckt.
Zehn Stunden steh' ich schon. Ich hätte nimmer
Geglaubt, daß einem so das Schlafen schmeckt.
Ich rüttelte an ihm, doch fiel er immer
In tiefem Schlaf, statt daß ich ihn erweckt.
Nun behn' ich selbst zum Schlummer mich die Länge,
Verschlief ich auch die folgenden Gefänge.

Anmerkungen (des Dichters):

- 1) Der Verfasser weiß es wohl, daß es Cervantes mit Herrn und Diener so machen mußte, wie er es mit ihnen machte; allein es gefiel ihm, dem Sancho ein genußreiches Barataria wirklich verleihen zu lassen. Sancho verliert aber in diesem Zustande des Ueberflusses notwendig alle Frische, die er besitzen mochte.
- 2) Siehe Ludwig Uhland's Gedichte Seite 174 nach der 6. Auflage. Nachher ist die Rede von seinem Trauerspiel „Ludwig dem Bayern“.
- 3) Wer weiß nicht, daß manche Schriften erst vom folgenden Jahrhundert allgemein begriffen wurden? — Anmerkung eines Freundes.

Anmerkungen

- ¹ Original in der Landesbibliothek in Stuttgart, Cod. hist. Qu. 327 Bb. 2.
- ² Original in der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin, Handschriftensammlung Barnhagens. — Karl Aug. Barnhagen von Ense (1785—1858) studierte Winter 1808/09 in Tübingen, trat damals dem Freundeskreise Uhlands und Kerners nahe, weilte, als preussischer Ministerpräsident von 1816—1819 in Karlsruhe, gelegentlich in diplomatischer Mission in Stuttgart; als Poet unbedeutend; historisch wichtig sind seine „Tagebücher“ und „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“, die neuerdings wieder zur Ausgabe kommen (hrsg. von Herm. Häring, Karlsruhe 1924). — Karl Fischer behauptet im Anhang von Bd. 1 (S. 267) seiner höchst unzuverlässigen Mörke-Ausgabe (Kunstwartausgabe), daß in Mörkes Brief an Hartlaub vom 3. Dez. 1841 Vers 64—67 nebst der Parenthese mitgeteilt sei. Die Angabe ist unrichtig, wie eine Nachprüfung ergeben hat.
- ³ Hermann Kurz (1813—1873) trat Mörke brieflich zuerst am 20. Mai 1837 nahe; mit Kurzens Brief vom 26. April 1841 schloß der fortlaufende Briefwechsel, dem noch ein Brief Mörkes dreißig Jahre später folgte. Die von J. Baechtold besorgte Ausgabe (1885) weist viele Lücken auf; auch die Neuauflage von H. Kindermann (1919) ist nicht einwandfrei, wie eine Nachprüfung an Hand eines von Herm. Fischer kollationierten und peinlich genau ergänzten Druckemplars von 1885 (im Archiv des Herausgebers) ergeben hat.
- ⁴ Johannes Mährlein (1803—1871), Publizist, später Professor am Polytechnikum in Stuttgart; der schon in der Stiftlerzeit, 1825, einsetzende Briefwechsel findet Ende Mai 1837 mit einem Brief Mörkes eine lange Unterbrechung. Erst Bauers Tod (1846) gab Anlaß zu neuem, gelegentlichen schriftlichen Austausch.

- ⁵ Ludwig Bauers Roman „Die Uberschwänglichen“ — dessen Hauptgestalten blutsverwandt mit den komischen Figuren Wispel, Professor Sichéré — lag naturgemäß Mörikes Verständnis sehr nahe. Die Satire in dem jetzt sehr seltenen Buch läßt sich in vielerlei Beziehung auf unsere heutigen Verhältnisse ansprechen. Noch in seinen letzten Jahren ließ Mörike das Werk an Hartlaub aus mit diesen brieflichen Begleitworten: „In den „Uberschwänglichen“ findest du hinten auf dem Deckel zwei Stellen bezeichnet, die ich eine ganze Zeit lang täglich ein paarmal mit innigstem Ergözen für mich und andere im Munde führte. Wenn Ihr darankommt, denkt an mich. Das Buch ist aber voll von ähnlichen Kapitalspässen“. (14. Nov. 1869).
- ⁶ Das Original wurde 1891 versteigert (siehe „Katalog einer schönen Autographensammlung, 3. T. aus dem Nachlasse des Dichters Eduard Mörike, Berlin, Liepmannssohn, unter No. 430), und befindet sich jetzt im Archiv des Herausgebers.
- ⁷ Hartlaub an Mörike, 18. März 1847: „Liebster Eduard! Hier sind also die Briefe wieder, die Du uns mittheilst und tausend Dank dazu. Was ist aber das, daß man Dir von Deinen Briefen an Bauer nur drei zurückgegeben hat, da Bauer alles, was ihm lieb war, treulich bewahrte, wenn er auch nicht diejenige Ordnung hielt, die wir an Bruder Berger kennen, so sind sie natürlich noch alle da und werden sich auch seiner Zeit noch finden. Davon solltest Du ein Wort in Deinem Schreiben an die Bauer einfließen lassen. Am besten ist's doch, wenn sie wieder zu Dir zurückkehren und bei Dir bleiben — ein Denkmal Eures herrlichen Verhältnisses. Ich habe die drei mit Freude und Erstaunen gelesen und unter lebhafter Vergewärtigung Deiner früheren Zeit und Gestalt, sowie des Unveränderlichen darin“.
- ⁸ Nach mir von Bauers Tochter Ernestine gewordener Auskunft hat deren Schwester Hedwig in Bischweiler im Elsaß die Briefe in verständnisloser Engherzigkeit verbrannt.
- ⁹ Proelß Arbeiten: „Mörikes Jugenddichtung und die Filberlandtschaft“ (Schwabenspiegel, Stuttgart, I 48—49 vom 8. und 15. Sept. 1908), „Mörike in Württemberg auf den Filbern“ (Schwäb. Merkur vom 12. und 19. September 1908), beide hinweisend auf W. Camerers Schrift „Eduard Mörike und Klara Neuffer“, die

zur Entstehung einzelner Gedichte Mörikes wichtige Zusammenhänge vermittelt; „Hauffs Feuerreuterlied und Mörikes Feuerreiter“ (Burschenschaftliche Blätter, 24. Jg. No 9. ff., Berlin 1910).

¹⁰ Hirsch's Arbeiten: „Bemerkungen zu Mörikes Elegie ‚An eine Aeolsharfe‘ (Bes. Beil. d. Staatsanz. für Würt., 1912, No. 7) und Nachtrag (ebenda, 1914, No. 2), „Bemerkungen zu Mörikes ‚Datura suaveolens‘ (ebenda, 1919, No. 2), „Das Urbild von Mörikes Prior der Kartause“ (ebenda, 1920, No. 9), und Nachtrag: „Mörikes Kartause und das Kloster Ittingen“ (ebenda, 1921, No. 1), „Zur Geschichte der Mörikanischen Orplid-dichtungen“ (ebenda, 1922, No. 12).

¹¹ An Moritz v. Schwind, 18. Juli 1868 (Briefwechsel, hrsg. von Rath, 2. Aufl., Stuttgart 1920, S. 126).

¹² An Bischof, 15. März 1838 (Ausgew. Briefe, hrsg. von Ed. Keller, Bonn, 1895, S. 55).

¹³ Die anonyme Besprechung der „Reiseschatten“ im Morgenblatt für gebildete Stände, 1811, vom 8. Juli („Uebersicht der neuesten Literatur“ No. 7) lautet: „Reiseschatten von dem Schattenspieler Buchs.“ Heidelberg 1811, 1 fl. 45 kr.

„Der Verfasser hat einige Anlage zum Hanswurst, doch ist sie noch nicht gehörig ausgebildet, und erscheint auch in sich selbst noch nicht klar genug über seine Bestimmung; darum möchten wir ihm raten, mit Aufmerksamkeit einige alte Blattisten zu lesen, als da sind Horaz, Juvenal, Lucian usw. und dazwischen, zur Abspannung, den Better Lachrymas und die Vase Dolores. Daß der Verfasser noch jung ist, ergibt sich daraus, daß er immer dem Leser vorlacht. Das ist eine Unart, welche er sich abgewöhnen lassen muß. Mitlachen darf er wohl. Das Nachlachen wird auch nicht ausbleiben, nur dürfte es schwerlich an Verfasser und Verleger der Reiseschatten kommen.

Vom Schimpf muß Rec. auf zwei Augenblicke zum Ernst übergehen. Der Schattenmacher ergießt seinen R ä r r n e r w i z (Anspielung auf den dem Rezensenten vielleicht bekannt gewordenen Verfasser der Reiseschatten?) unter andern auch gegen einen unserer ersten Dichter (Hölderlin) und zwar bespöttelt er nicht die Schriften desselben, sondern eine — im Organismus entstandene — Krankheit, welche vor einigen Jahren das Leben dieses trefflichen Mannes

bedrohte. So etwas nennt man gemeine Gassenüberei, wie sie auch nur aus einem tiefen romantischen Gemüte hervorgehen kann. Daß der Schattenmacher seine Winzigkeit hinter den Namen eines edlen Deutschen versteckt, den die Tat der Charlotte Corday einst zu einem schönen Tode begeisterte, ist Jungenunfug, darob ihm die Rute gebührte.“

Kerner hatte in den Ludwig Olof (= Ludwig Uhland) gewidmeten „Reiseschatten“ auch die Mitarbeiter des Morgenblattes, die er als Plattisten bezeichnete, verspottet. Die Besprechung ist wahrscheinlich von dem Heidelberger Professor der Aesthetik, Aloys Schreiber abgefaßt. (vgl. Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, Bd. 1, S. 224 ff.)

Im Text S. 15 Zeile 6 v. o. lies Heidelberg für Karlsruhe.

- ¹⁴ Im Stuttgarter Kirchenregister ist Ostertag mit den Vornamen Joh. Friedr. August eingetragener Sohn des Joh. Jak. Ostertag, Hofrats und Oberamtmanns in Neuenstadt am Kocher und der Friederike Sofie Karoline Theodora Elisabetha, geb. Maier. Bei der Taufe am 8. Mai waren Zeugen Joh. Albr. Maier, Hohenlohe-Neuenstein-Dehringischer Kammerrat in Wiedersheim (Großvater) und Friederike Susanna Elisabetha Maier, geb. v. Jan (Großmutter), sowie Friedrich August v. Jan, Hohenlohe-Jungfingischer Forstmeister als Onkel. Von diesem hat das Kind den Vornamen August erhalten. In den Neresheimer Akten wird er bald Friedrich August, bald Friedrich Ernst genannt. — Der als Vater genannte Oberamtmann von Neuenstadt (als welchen ihn die „Geschichte der Stadt Neuenstadt“ von Roth (1877) und Schickhardt (1909) erst von 1806 an aufführen) dürfte identisch sein mit dem in Georgii-Georgenau, „Biographisch-Genealogische Blätter aus und über Schwaben“ (1879) S. 369 aufgeführten Kanzlei-Advokaten Joh. Jak. Ostertag, geb. in Stuttgart.
- ¹⁵ Aufgeführt unter Nr. 531 in dem „Verzeichnis sämtlicher Zöglinge der Erziehungsanstalt Stetten nach ihrer Eintrittszeit vom Jahr 1831—1852 nebst Stand und Wohnort der Väter“ in der Schrift „Erinnerung an die Erziehungsanstalt Stetten im Remstal, zu ihrem 50jährigen Jubelfeste geboten von einem ihrer früheren Leiter, Pfarrer Strebel in Roswaag“, Stuttgart 1881.

- ¹⁶ Karl Klüpfel, 1810—1894, Oberbibliothekar an der Universität Tübingen, seit 1841 Schwiegerohn Gustav Schwabs.
- ¹⁷ Die Angabe „gesammelt und herausgegeben von den Freunden“ entspricht nicht den Tatsachen. Mörikes Freunde, Joh. Mährten und Hermann Hardegg, der spätere Hofarzt, suchten Cotta zum Verlag der Gedichte zu bewegen; Mörike hatte seine Gedichte für den Druck selbst ausgewählt und gesammelt; in der Anordnung unterstützte ihn Hermann Kurz. (Vgl. Rath, „Neue Mitteilungen über Mörikes Oper und seine erste Gedichtausgabe“, Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, April-Mai 1918.)
- ¹⁸ Ueber Hartlaubs Verlobung und Heirat vgl. Rath, „Wilh. Hartlaub zu seinem 30. Todestage“ (Schwabenspiegel VIII, 40—41, vom 6. und 13. Juli 1915).
- ¹⁹ Die Besprechung erschien anonym in No. 21 bis 23 des „Spiegel, Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik“, Jg. 1837. Die „Charaktertragödie in drei Abteilungen“, an der Bauer bereits im Sommer 1827 arbeitete, ward am 9. Nov. 1828 vollendet. Mancherlei Mißgeschick verzögerte die Herausgabe im Druck um fast 8 Jahre, in erster Linie die Gleichgültigkeit des Verlegers Frandh in Stuttgart. Im „Hochwächter, ein Volksblatt aus Württemberg“, Nr. 271 vom 15. Nov. 1832 weiß Wilhelm Zimmermann in seinem Aufsatz „An das kunstliebende Publikum“ zu berichten: „So liegt seit vier Jahren ein treffliches poetisches Werk von L. Bauer in der Schublade eines Buchhändlers, der es kaufte, aber zum Schaden des Verfassers und des Publikums nicht druckte, weil er das Dreifache seines Kapitals im Augenblick nicht daraus zu ziehen hoffte.“ Und weiter: „So erschien erst vor wenigen Monaten ein durch Originalität, Schönheit und Wahrheit ausgezeichnete Roman: „Maler Kolten“ von E. Mörike. Alle Kritiker zählen ihn zum Besten, was in diesem Fache die Messe brachte und der Verfasser erhielt für vierzig Druckbogen den Spottpreis von 200 fl., sage zweihundert Gulden. Ist das ein Lohn für ein Werk, das, wie jedermann weiß, nicht in wenig zusammengeheizten Stunden hervorgebracht wird, sondern die reife Frucht jahrelanger Kraßanstrengung ist?“ Erst nach weiteren vier Jahren gelang es Bauer, seinen „Alexander“, kurz nach den „Uberschwänglichen“, bei Hallberger heraus-

- zugeben. Ein eigenes Mißgeschick hatte gewaltet: in der jahrelangen Wartezeit war das Manuskript des zweiten Stückes der Trilogie in Verlust geraten, an dessen Stelle der Dichter ein neues kurzes Zwischenspiel verfaßte (vgl. Bauer an Gröner, 5. März 1835, Bauers Schriften 1847, S. L VII.).
- ²⁰ Lichtenberg, 1742—1799 — „ein feiner Mann, wo man ihn ansehen mag“ (Mörke an Hartlaub, 29. Mai 1855) — war schon in frühen Tübinger Zeit neben Shakespeare eine Hauptlektüre Mörkes und L. Bauers. Beide, zumal aber Bauer, verdanken Lichtenberg als eine neue Art des Philosophierens die Selbstbeobachtung (Bauer an Wolff, 16. Oktober 1827, Schriften S. XLI). Der Einfluß Lichtenbergs ist im „Alexander“ wie in den „Uberschwänglichen“ unverkennbar.
- ²¹ Jene schon zur Stiftlerzeit, etwa 1824, von Mörke erfundene Gestalt eines Riesen „Sudelborst“, dessen Geschichte sich 1838 zu dem „Märchen vom sichern Mann“ verdichtete.
- ²² Ottmar F. Schönhuth, 1806—1864, späterhin Pfarrer in Wachsbad bei Mergentheim.
- ²³ Grebner lebte als Pensionär in Mergentheim und starb dort 1852. Seine Frau, geb. Lindner, starb dort bereits 1839. (Mitteilung des kath. Pfarramts in Mergentheim.)
- ²⁴ Der 8. September, Mörkes Geburtstag.
- ²⁵ Der sog. Spiegelvers („Ein artig Lob...“) angeblich der Sängerin Agnes Schebest, der späteren Gattin D. F. Strauß' zugebracht; ein Einblattdruck mit Rahmenzeichnungen von Julius Nisle. Der Text in Spiegelschrift; das Ganze, kl. 4^o, zweifarbig lithographisch auf Glanzkarton gedruckt, erschien kurze Zeit nachher anonym bei Egel in Stuttgart. Die erste getreue Nachbildung des fast unauffindbaren Originaldrucks in dem Buche „Von innerm Gold ein Widerschein“ des Herausgebers (1913).
- ²⁶ Bekannte von Hartlaubs in Mergentheim, bei denen die Geschwister Mörke später viel verkehrten.
- ²⁷ Der Komplimentenmacher: Mörke fertigte im Sinne seiner Äußerungen in dieser Zeit für Hartlaub eine humorvolle illustrierte Notenhandschrift mit einem Dialog der zöpschentragenden Herrn als Text; diese findet sich im Hartlaubnachlaß der Landesbibliothek in Stuttgart, Cod. hist. Qu. 327, Bd. 8.

- ²⁸ Dorf im Oberamt Mergentheim, hier für Mergentheim eingesetzt.
- ²⁹ Anderer Name für Mergentheim (vallis oder domus Mariae virginis), hier auf eine Strophe der Ernst'schen „Dichtungen“ (S. 189) bezüglich.
- ³⁰ Ein schönes schattiges Lokal, von Mörike mehrmals gerühmt.
- ³¹ „Die Bremse“, ein Gedicht (Anmerkung Mörikes); „gebaidnet“ in der affektierten Wispelsprache für „zugeeignet“.
- ³² Joh. Friedr. Wilhelm B u s t k u c h e n, ein Gegner Goethes, der den Dichter in sog. Fortsetzungen zu dessen „Wilhelm Meister“ zu schmähen versuchte.
- ³³ Endgültige Lesart in den „Sommerprossen“:
 „Ha! eitler Stolz! Man sah dich von der scharfen
 Kritik B u s t k u c h e n s schon vorlängst entlarven;
 Da zeigte sich's, daß alle deine Verse...“
- ³⁴ An der Tauber, von Ostertag in seinen „Dichtungen“ besungen.
- ³⁵ Das heißt, Mörike hoffte, seinem Freunde Hartlaub bei dessen bald zu erwartendem Besuch in Cleversulzbach eine — bis dahin noch zu „konfribierende“ — Sammlung von Sichére-Gedichten vorweisen zu können.
- ³⁶ Wiedergabe des Titelbildes der Sommerprossen (einfarbig) zuerst veröffentlicht in Karl Fischers Buch „Eduard Mörikes Leben und Werke“, Berlin 1901, S. 124; Eggert Windegg hat das ganze Heft nach dem Original (Schillermuseum, Marbach) in seinem Buch „Wispel und seine Gefellen“ wiedergegeben. Der Veranlassung zu den „Sommerprossen“ nachzugehen, wozu die Herausgabe des Buches die beste Gelegenheit bot, gab sich dieser „gewissenhafte Mörikeforscher“ keine Mühe.
- ³⁷ Rudolf K a u s l e r, 1811—1874, gab 1851 unter dem Pseudonym R. Rudolf einen Band „Erzählungen“ heraus. Kausler war mit Kurz seit der Stiftlerzeit befreundet; in der Novelle „Das Wirtshaus gegenüber“ („Genzianen“, 1837) läßt Kurz seinen Freund Kausler unter dem Namen Ruwald auftreten und u. a. auch Mörikes Dichtkunst verherrlichen. Für Kauslers Nichte, Marie Caspart, die erst vor kurzem in höchstem Alter starb, verfaßte Kurz die reizenden gereimten Märchen „vom Waldfegerlein“, „vom Gassenfegerlein“ (Dichtungen, Pforzheim, 1839). Ueber R. Kausler schrieb eingehend Hermann Fischer in seinen „Beiträgen zur

- Literaturgeschichte Schwabens“, 2. Reihe, Tübingen, 1899, S. 101 bis 155.
- ³⁸ Der Brief Bauers an Mörike befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, das dem Herausgeber die erste Veröffentlichung an dieser Stelle bereitwilligst gestattete.
- ³⁹ „An der Rabatte“ bezieht sich auf Mörikes Titelbild zu den „Sommerprossen“, auf dem Wispel — im Begriff, „die Knolle auszuwarfen“, von dem „goldbordierten Reken“ überrascht — dargestellt ist.
- ⁴⁰ Sigmund Friedrich Eranz, geb. 1798 in Edelfingen (Oberamt Mergentheim), seit 1827 zweiter, seit 1838 erster Stadtpfarrer in Künzelsau, später in Owen, wo er 1859 starb.
- ⁴¹ Vgl. Wischers Kritische Gänge, N. F. 3. Heft, Stuttgart 1861, S. 18 ff.
- ⁴² Ludwig Bauer, 1803—1846, zuerst Pfarrer in Ernzbach, seit Herbst 1831 einer der ersten Lehrer an der neugegründeten Erziehungsanstalt in Stetten i. N., im Sommer 1835 als Professor an das Katharinenstift zu Stuttgart berufen, seit November 1837 Nachfolger Gustav Schwabs in dessen Lehramt am Stuttgarter Obergymnasium. In diesen Jahren verfaßte Bauer seine sechsbändige „Allgemeine Weltgeschichte“, die in dem im Sept. 1835 gegründeten Verlag von Chr. Belser erschien und 1839 abgeschlossen vorlag.
- ⁴³ „Akme und Septimius“, dessen lateinisches Original Mörike „ein herrliches Gedicht von jugendlichstem Kolorit“ nennt (an Kurz, 16. März 1838), wurde sowohl in Mörikes Gedichte (1838), sowie als Uebertragung in die „Klassische Blumenlese“ (1840) aufgenommen.
- ⁴⁴ Schmezers Gedichte konnte der Herausgeber durch Tausch von der nunmehrigen Bibliothèque Universitaire in Straßburg für sein Archiv erwerben. Ein zweites Exemplar des verschollenen Buches befindet sich im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Es weist nur in Umschlagtitel wie Innentitelblatt wesentliche Druckvarianten auf, hauptsächlich als Erscheinungsjahr 1836 statt 1837 (wie in Kayfers Bücherverzeichnis aufgeführt); wahrscheinlich handelt es sich bei dem Münchener Exemplar um ein solches aus dem Besitz Schmezers selbst oder um ein Pflichtexemplar

- des Verlegers, worauf die versuchten Rasuren an 1836 deuten. Für die endgültige Ausgabe von 1837 wurden beide Titelblätter neu gesetzt, wie ein Vergleich ergeben hat.
- ⁴⁵ „Ernst v. Bandel, ein deutscher Mann und Künstler“ von Direktor Dr. Hermann Schmidt, mit 6 Abb., neue Auflage, Hannover 1900.
- ⁴⁶ Vgl. „Personalstand der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen in ihrem ersten Jahrhundert“, Erlangen 1843, S. 206, No. 138, ferner Wagner, Karl, „Register zur Matrikel der Universität Erlangen“, 1918, S. 438, Sp. 2 und Anm. 13, wo auch angeführt ist, daß Schmezer der Sohn eines Wirts gewesen ist. Schmezer promovierte in Erlangen am 14. April 1830 mit der Dissertation „de quibusdam locis Ciceronianis difficilioribus“.
- ⁴⁷ Eduard Feuerbach, 1803—1843, Sohn des Kriminalisten Anselm Feuerbach, Rechtsgelehrter, Professor in Erlangen.
- ⁴⁸ Freiligraths Brief an einen Freund, dem er seine vor kurzem erschienenen „Gedichte“ übersendet, vergl. Auktionskatalog Nr. LXXXVIII von R. E. Henrici, Berlin, S. 18 f. unter Nr. 119 (Mai 1924).
- ⁴⁹ „Ansbach als Dichterheimat“ von Jul. Meyer, Ansbach, 1885, S. 52. Der Chronist fügt irrtümlich hinzu: „Erst nach dem Tod erschien ein Bändchen Gedichte“.
- ⁵⁰ Das Motto von Karl Mayer war in den vielen hunderten kleiner Gedichte der allein in Betracht kommenden „Lieder von Karl Mayer“ (1833) nicht zu ermitteln. Vielleicht war es nur ein mündlicher Ausdruck, den Ostertag gelegentlich „aufgefangen“ hat.(?)
- ⁵¹ Robert Kretschmer, Bruder von Konstanze Hartlaub, Apotheker in Oberkirchberg bei Ulm, starb blind und hochbetagt in Ulm. Joh. Friedr. Aug. Theod. Krauß, geb. 1807, seit 1831 Pfarrer in Pfizingen bei Niederstetten, wo er über 50 Jahre amtierte.
- ⁵² wahrscheinlich ungedruckt geblieben.
- ⁵³ Freiligraths wenige Monate zuvor bei Cotta erschienenen Gedichte erregten durch ihre ungewöhnlichen Stoffe Aufsehen.
- ⁵⁴ Abdruck nach der vermutlich frühesten vollständigen Handschrift, die für die Verszeile 10 nebeneinander zwei Fassungen aufweist;

- die hier im Text ausgeschiedene lautet: „Die Viper sonnt am bröckelnden Felsen sich.“ (Original im Archiv des Herausg.).
- ⁵⁵ Bernhard Gugler, 1812—1880, Professor der Mathematik am Polytechnikum in Stuttgart, ein ebenso feinsinniger Musiker als trefflicher Mozartkenner. Die Freundschaft zwischen ihm und Mörike beruhte auf tiefstem gegenseitigen Verständnis für ihr Schaffen. Vgl. Rath, „Mörikes musikalische Sendung“ (Zeitschrift für Bücherfreunde 1918, S. 208 ff.) ferner Güntter „Mörike und Gugler“ (Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins 1911/12).
- ⁵⁶ Karl Weisflog, 1770—1828, Humorist in E. Th. A. Hoffmanns Art, doch ohne dessen Genialität im entferntesten zu erreichen.
- ⁵⁷ Wiedergabe der Zeichnung im Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins 1912/13, S. 143.
- ⁵⁸ Louis Hetsch, 1806—1872, Komponist, Musikdirektor in Mannheim, Studienfreund Mörikes, von dessen Gedichten er zahlreiche vertont hat.
- ⁵⁹ Eugen Napoleon Neureuther, 1806—1882, Maler und Illustrator, lebte in München, illustrierte in den sechziger Jahren für die Zeitschrift „Freya“ (Stuttgart) einige Gedichte Mörikes.
- ⁶⁰ Peregrinus Shtag, pseudonym für Friedrich Ferdinand Hempel, 1778—1836, schrieb Gedichte, gab das Taschenbuch ohne Titel heraus; sein zweibändiges Reimlexikon erschien 1826 in Leipzig. Mit bewundernswertem Fleiß hat der Verfasser über 300 000 Reimwörter in dem Werke zusammengetragen; praktisch hat das Sammelwerk geringen Wert.
- ⁶¹ Alfons Hartmann, 1822—1870, ein feiner Kopf, der sich, durch Krankheit und Familienverhältnisse verbittert, von 1848 an von allen früheren guten Verbindungen zurückzog und im südlichen Schwaben und in der Bodenseegegend umherirrte. Durchaus deutsch gesinnt — er stammte aus Mühlhausen i. E. — siedelte er 1870, erregt über den Kriegsausbruch, nach St. Gallen über, wo er bald hernach starb.
- ⁶² Ein Exemplar der Druckschrift befindet sich in der Landesbibliothek in Stuttgart.
- ⁶³ Der Vikar Gottlieb Friedrich Sattler hatte in einem Käfige einen zahmen Staren und eine Taube nach Cleversulzbach mitgebracht. Mörike, ein großer Tierfreund, der selbst einst einen Staren ab-

gerichtet, war dem Vikar gewogen; aber unziemliches, troziges Betragen hatte Mörikes Abneigung zur Folge. Um seine Erregung zu meistern, zeichnete der Dichter „instinktmäßig den Kontur seiner Holzbockphysiognomie“ und schnitt sie aus; vgl. Briefe II, S. 29 und die Abb. (Original im Besitz des Herausgebers). In späteren Jahren hat sich der Dichter wieder mit Sattler ausgeföhnt. In einem Aufsatz „Mörike und sein Vikar Sattler“ (Schwáb. Merkur Nr. 185 vom 22. April 1922) berichtet Sattlers Tochter, Marie Weitbrecht, daß ihm Mörike (nach 1853) eines seiner Bücher übersandt habe. Daß Mörike und Sattler 1843 im Unguten von einander schieden, verschweigt indessen die Verfasserin. Ihre Darstellung scheint teilweise frei erfunden, sie entspricht nicht der, die ihr Vater selbst unter dem Titel „Der Staar. Eine Pfarrhausgeschichte von Fr. Sattler“ veröffentlicht hat (vgl. „Salon, Unterhaltungsblatt zur Frauenzeitung, Nr. 23 vom 1. Dezember 1857, Stuttgart, Metzler). Sattler, geb. in Tübingen 1818, erhielt erst 1853 eine Pfarrstelle.

- ⁶⁴ Vgl. die Konsistorialreskripte, vom Herausg. erstmals unter dem Titel „Der Pfarrer Mörike“ veröffentlicht (Frankfurter Zeitung, 3. Juli 1920, 1. Morgenblatt).
- ⁶⁵ Emma v. S u d o w (Niendorf), geb. 1807, starb 1876 in Rom. Ihr wertvollstes Buch ist „Lenau in Schwaben“ (1855).
- ⁶⁶ Der „Uchrucker“ (Buchdrucker), eine ebenfalls von Mörike erfundene Figur, ein Gegenstück zum Wispel.
- ⁶⁷ Joh. Friedr. v. J a n, geb. 22. Dezember 1802 in Adolzhäusen (Oberamt Mergentheim), seit 1825 Pfarrer in Herrenthierbach (Oberamt Gerabronn), war 1835 als Stadtpfarrer nach Niederstetten versetzt worden. Er hatte das Seminar in Schöntal besucht und war mit Mörike und Hartlaub gleichzeitig im Tübinger Stift. Jan war Junggeselle und suchte vergeblich nach einer Lebensgefährtin; im Frühling 1842 vermittelte Hartlaub einen Plan, dem unbeholfenen Manne Mörikes Schwester Clara zur Frau zu gewinnen. Die Angelegenheit scheiterte jedoch. (Vgl. den aufschlußreichen Brief Mörikes, Briefe Bd. II, S. 36—39). Mörike schätzte Jans bedeutendes Predigertalent hoch ein (vgl. Briefe Bd. II, S. 31 f.). Jan starb 1871 in Niederstetten.

⁶⁸ Dieses Widmungsexemplar konnte der Herausg. aus Antiquariat-Katalog Nr. 2 der Buchhandlung Clemens Walter, Hamburg, für sein Archiv erwerben (August 1922).

Die Ansicht der Minneburg entstammt einer Folge von 9 Blatt „Erinnerungen aus dem Neckartale“, radiert von dem Kunstliebhaber und Dilettanten L. von Babo etwa 1810—15; Wiedergabe nach der Originalvorlage im Archiv des Herausgebers.

Druckfehlerberichtigung:

Seite 23 Zeile 16 lies *Mosen* statt *Moser*.

Der Herausgeber dankt an dieser Stelle der Landesbibliothek in Stuttgart für die Genehmigung der erstmaligen Wiedergabe der beiden Mörke-Zeichnungen, dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar für die Abdruckerlaubnis des ungedruckten Briefes Bauers an Mörke, sowie Herrn Rechnungsrat Reinöhl (Landesbibliothek, Stuttgart) für mannigfache zuvorkommende Handreichung. —

543535

